

1,80 Euro davon 90 Cent für den/die VerkäuferIn

fiftyfifty

Das Straßenmagazin

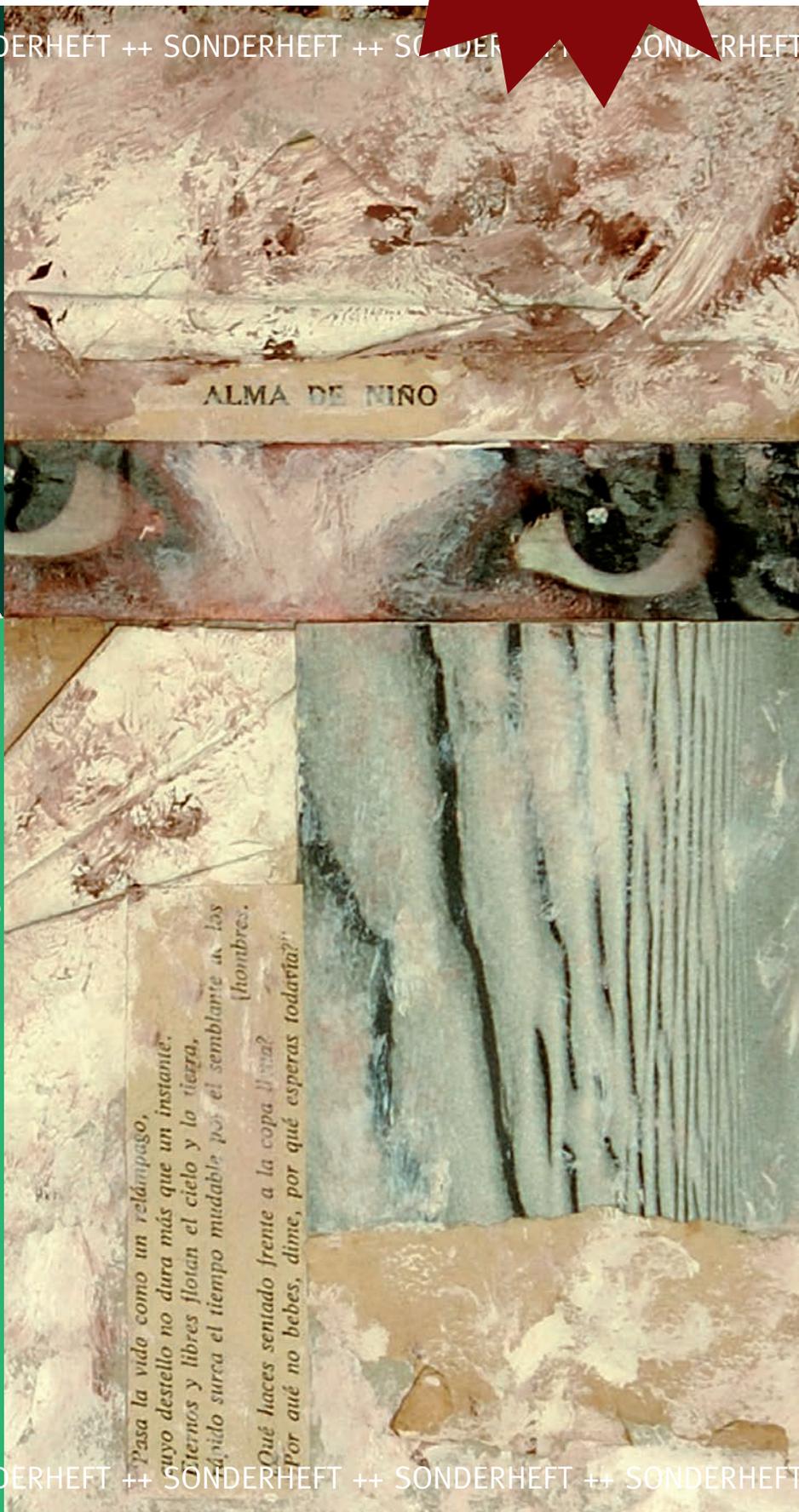
Lesen
Sie Obdach-
lose von der
Straße!

SONDERHEFT ++ SONDERHEFT ++ SONDERHEFT ++ SONDERHEFT ++ SONDERHEFT ++ SONDERHEFT

LITERATUR

Literaturausgabe der deutschsprachigen Straßenzeitungen

Mit Geschichten von
Sibylle Berg, Alex Capus,
Franzobel, Rebecca Gablé,
Arno Geiger, Daniel Glattauer,
Siegfried Lenz, Marlene
Streeruwitz, Martin Suter,
John von Düffel, Feridun
Zaimoglu, Juli Zeh



SONDERHEFT ++ SONDERHEFT ++ SONDERHEFT ++ SONDERHEFT ++ SONDERHEFT ++ SONDERHEFT



Liebe Leserinnen und Leser,

seit es das Straßenmagazin *fiftyfifty* gibt, und das sind nun bald 15 Jahre, hat darin auch die Literatur ihren Platz. Immer wieder fanden und finden sich auf unseren Seiten Beiträge von Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Mancher Text von der Straße oder aus der Leserschaft, den wir dokumentieren, geht ins Literarische. Regelmäßig stellen wir neue Bücher vor. Oder erinnern an bedeutende Dichter früherer Zeiten, von Schiller bis Heine, von Dickens bis Tucholsky. Denn wir sind überzeugt, dass all das dazugehört zu unse-

rem Traum und Bestreben, die Welt wohnlicher zu machen.

Mit dem vorliegenden Sonderheft halten Sie eine komplette, 32 Seiten starke Literaturausgabe in Händen, eine geballte Ladung Lesestoff aus der „Feder“ (wenn man im Laptop-Zeitalter noch so sagen darf) namhafter Autorinnen und Autoren aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Möglich gemacht haben dieses gemeinsame Projekt der deutschsprachigen Straßenzeitungen vor allem unsere KollegInnen von *trott-war* aus Stuttgart, wofür wir Ihnen herzlich danken – ebenso wie den Autoren und Verlagen, die dieser Initiative so großzügig entgegen kamen, und der Künstlerin Angela Giorgi, die, unterstützt vom Internationalen Netzwerk der Straßenmagazine (INSP), zu jedem Text eine eigene, unverwechselbare Illustration schuf.

Aus allen zur Verfügung gestellten Texten, die in ihrer Gesamtheit den Rahmen des Heftes gesprengt hätten, haben wir eine Auswahl von zwölf Geschichten getroffen. Sie erzählen, in ganz unterschiedlichen Handschriften, von Menschen (meist) unserer Tage, Menschen mit ihren Ängsten und Sehnsüchten, ihrer Gewissensnot und Lebenslust. Menschen an Haustüren, in Straßencafés, am Telefon zu nachtschlafender Zeit. Eine Geschichte spielt in einer technokratisch verwalteten Zukunft, die uns erspart bleiben möge, eine andere im Mittelalter unter Rittern, Mönchen, Pferdedieben. Es müsste schon mit dem Teufel zugehen, wenn für Sie, liebe Leserin und lieber Leser, nicht etwas Passendes in diesem Heft zu finden wäre.

Im Namen des gesamten *fiftyfifty*-Teams wünsche ich Ihnen anregende Lektüre – vielleicht dann auch mit Büchern der hier vertretenen Autoren. Und natürlich mit allen künftigen Ausgaben unserer Straßenzeitung.

Olaf Cless, Kulturredakteur von *fiftyfifty*

Inhalt

- 3 **Martin Suter:**
Decision Making
- 4 **Sibylle Berg:**
Wunder
- 6 **Alex Capus:**
Der weiße Tennisball
- 9 **John von Düffel:**
Die Frau am Fenster
- 12 **Juli Zeh:**
Heiraten
- 14 **Siegfried Lenz:**
Der sechste Geburtstag
- 18 **Feridun Zaimoglu:**
Gottesanrufung I
- 21 **Marlene Streeruwitz:**
Monika Mittwoch zog aus,
den Montag zu suchen
- 25 **Franzobel:**
Schnapsnovelle
- 28 **Daniel Glattauer:**
Beim alten Friseur
- 29 **Rebecca Gablé:**
Heilsbotschaft
- 32 **Arno Geiger:**
Der Funker

**AUTO SERVICE CENTER
SUCKEL**

Unser Dienstleistungsangebot

- KFZ-Reparaturen aller Art
- Unfallschadenbeseitigung
- Karosserie- und Lackierarbeiten
- TÜV/AU im Hause
- KFZ-Fahrzeugpflege und -Polierung
- KFZ-Fahrzeugaufbereitung
- Reifenservice inkl. Saisoneinlagerung

Meisterbetrieb der
KFZ-Innung
Neu- und Gebrauchtfahrzeuge
zu attraktiven Preisen

Erkrather Straße 139
40233 Düsseldorf
Telefon (0211) 175 67 37
Fax (0211) 175 67 38

Heinzelmannchen

2004

Für
Alt und Jung

Hausputz? Einkauf? Wäsche reinigen? Pflanzen versorgen?
Kinder betreuen? Haustiere betreuen?
Wird erledigt.

Gumbertstr. 91 • 40229 Düsseldorf
Tel.: 0211/600 2000 • Fax: 0211/600 2449

Sie haben Bücher zu viel?

Wir kaufen jederzeit antiquarische
Bücher aus den Bereichen

Kunst und Fotografie,
Literatur und bibliophile Drucke,
Geistes- und Sozialwissenschaften,
Naturwissenschaften und Technik,
Geografie und Reiseliteratur.

Besuche nach Vereinbarung

Antiquariat Lenzen GbR
Michael Lenzen M.A. und Stefan Lenzen

Glabbacher Straße 74
40219 Düsseldorf
www.antiquariat-lenzen.de

Tel: 0211-15796935
Fax: 0211-15796936
info@antiquariat-lenzen.de

Decision Making

Martin Suter

geboren 1948 in Zürich, ist Schriftsteller, Kolumnist und Drehbuchautor. Bis 1991 verdiente er sein Geld auch als Werbetexter und Creative Director, bis er sich ganz dem Schreiben von Büchern widmete. Zuletzt erschienen von ihm der Roman „Der letzte Weynfeldt“ (2008) und „Das Bonus-Geheimnis und andere Geschichten aus der Business-Class“ (2009). Suter lebt mit seiner Familie in Spanien und Guatemala.



Illustration: Angela Giorgi

Steffen sieht ihn von weitem. Er steht zwischen zwei Schaufenstern dicht an der Hauswand, trägt eine Schildmütze und hält eine Zeitschrift in der Rechten, die er den Passanten diskret entgegenhält, wenn sie auf seiner Höhe sind. Der Mann verkauft das Strassenmagazin. Ein Arbeitsloser.

Steffen ist versucht, auf die andere Strassenseite zu wechseln. Nicht, weil ihn die fünf Franken reuen würden, er ist nicht knauserig. Doch die Begegnung hätte er ganz gerne vermieden. Nicht die mit dem Mann, die mit dem Phänomen. Aber das Reformhaus, in dem er für Rosemarie die Bachblüten abholen soll, liegt auf dieser Seite, zehn Meter nach dem Arbeitslosen. Jemand, der ihn dabei beobachtet, wie er eine verkehrsreiche Strasse zweimal überquert, nur um einem Strassenmagazinverkäufer aus dem Weg zu gehen, könnte daraus falsche Schlüsse ziehen. Zum Beispiel, dass er dem Thema aus dem Weg gehen wolle. Weil es für ihn eines sei. Oder werden könnte.

Das wäre natürlich Unsinn, Steffen befindet sich in gefestigter Stellung im oberen Middlemanagement, zwar nicht gerade unkündbar, aber ziemlich unersetzlich. Er bleibt also auf Kurs.

Am besten, er kauft eines. Damit würde er beweisen, dass das Thema ihn zwar berührt, aber nicht betrifft. Einfach kurz stehenbleiben, die Münze übergeben und das Magazin entgegennehmen. Die Abwicklung eines alltäglichen Geschäfts zwischen zwei normalen wenn auch ungleichen Handelspartnern.

Vielleicht sollte er das Geld bereithalten, sonst verwickelt ihn der Handelspartner womöglich in ein Gespräch, während Steffen danach sucht. Er möchte lieber nicht dabei beobachtet werden, wie er auf einem von Berufstätigen bevölkerten Trottoir in ein Gespräch mit einem Arbeitslosen vertieft ist. Sonst sieht das so aus, als mache er sich mit dessen Situation vertraut.

Nur: Wie wirkt es, wenn er im Gehen fünfzehn Meter vor der Begegnung mit einem Unbeschäftigten den Schirm in die andere Hand wechselt und sein Portemonnaie aus der Hosentasche fischt? Weshalb, würde sich ein zufälliger Beobachter fragen, weshalb wird dieser Businessman beim Anblick eines aus dem Erwerbsleben Geschiedenen plötzlich so nervös? Hat er etwas mit der Sache zu tun?

Wahrscheinlich ist es am unverfänglichsten, wenn er den Mann übersieht. Nicht absichtlich. Einfach, weil er als Führungspersönlichkeit mit den Gedanken beim Job ist.

Das könnte allerdings auch den Eindruck erwecken, er verdränge ein gesellschaftliches Problem. Doch Steffen ist kein Verdränger. Schon gar nicht von Problemen, die ihn persönlich nicht betreffen.

Er wird eines kaufen. Er wird stehenbleiben, sein Portemonnaie zücken und den Handel ganz unbefangen abschliessen.

Allerdings müsste er es unmittelbar danach diskret entsorgen. Ein Strassenmagazin kaufen ist eine Sache. Mit einer Arbeitslosenfachzeitschrift unter dem Arm erwischt werden eine ganz andere.

Vielleicht sollte er lieber den Kaufpreis aushändigen und auf das Produkt verzichten.

In diesem Moment bleibt eine Frau beim Verkäufer stehen und beginnt in ihrer Handtasche zu kramen. Steffen beschleunigt den Schritt und geht vorbei. Schlange stehen, um eine Arbeitslosenzeitschrift zu kaufen, wäre dann doch etwas übertrieben.

Schliesslich ist er ein – sorry, lieber Arbeitsloser – vielbeschäftigter Mann.

Aus: Martin Suter, „Unter Freunden und andere Geschichten aus der Business Class“ © 2007 by Diogenes Verlag AG Zürich

Wunder

Keiner glaubte mehr an Wunder. Das war gelaufen. Ab 40 glaubte keiner mehr an etwas, das von aussen kam, von Gott, vom Himmel, von Ausserirdischen. Dass ihm etwas Besonderes zustünde – ein grosses Leben oder die grosse Liebe. Daran glaubte doch keiner mehr. Ausserdem ging gerade die Welt unter, Terroranschläge und Kriege, und in Urlaub traute sich keiner mehr, alles aus den Fugen, Sicherheit gab es nicht, und trotzig gegen das Leben, von der Lebensmitte an, heirateten sie und bauten Häuser und machten Kinder. Alle, die sie kannte, über 40. Und sie war allein übergeblieben, in ihrer Studentenbude, die Letzte, die sich wehrte, erwachsen zu werden, wie erbärmlich das war. Bis vor kurzem war sie gerne allein gewesen. Es gab ja Freunde, die zur Not zur Verfügung gestanden hätten, wollte sie mal nicht allein sein. Für eine Städtereise, einen Kinoabend, zum stundenlangen Reden am Telefon aus dem Bett heraus gab es immer einen – aber die hatten jetzt alle Kinder und Häuser, die Scheissfreunde, und hatten erreicht, was sie erreichen wollten, oder waren gescheitert und hatten sich damit eingerichtet oder hatten Krebs. Auf einmal merkte sie, dass sie noch nicht einmal mehr von irgendwem in Ruhe gelassen wurde. **DA WAR KEINER MEHR.** Und sie auf dem besten Weg, eine dieser Frauen zu werden, die immer sagten: Man muss doch positiv denken! Die ein künstliches Dauerlächeln im Gesicht hatten, sich so extra gerade hielten und die Haare offen trugen und Arche-Schuhe, weil die so bequem und irgendwie witzig waren, und die zu Lesungen gingen und sehr, sehr gerne alleine lebten.

Alleine leben ist Dreck. Das bekommt keinem. Ab 40 sollte keiner mehr alleine wohnen, denn dann wird man wunderbar. Beginnt leere Pizzaschachteln zu sammeln, Vogelspinnen zu züchten oder die Bäume mit kleinen Metallschildern vollzuhängen, wie der Freak, der auf dem Monte Verita gewohnt hatte. Nackig im Wald rumtiggern und Bäume beschriften. Ab 40 oder mehr oder weniger sollte man mit einem Mann, einer Frau, einem Kind, einer Oma, mit irgendwem halt wohnen, der einem klar macht, dass man selber nichts Spezielles ist. Ein Kind, eine Oma oder eine Freundin, die nicht gerade ein Haus ge-

geboren 1962 in Weimar, lebt heute in Zürich. Sie schreibt Romane, Essays, Kolumnen und Theaterstücke. Ihr erster Roman war „Ein paar Leute suchen das Glück und lachen sich tot“ (Reclam Verlag, Leipzig 1997), ihr jüngster „Der Mann schläft“ (Hanser Verlag, München 2009). 2009 wurde auch Sibylle Bergs neues Stück „Die letzten goldenen Jahre“ am Theater Bonn uraufgeführt. Im Jahr zuvor erhielt sie den Wolfgang-Koeppen-Preis.

Sybille Berg

baut oder ein Kind bekommen hatte, gab es nicht. Also musste ein Mann her. Einfach, damit sie nicht auf die Idee kam, Arche Schuhe zu tragen und Porzellanpierrots zu sammeln. Dass es die grosse Liebe nicht gab, also einen Menschen, mit dem man sexuell verkehrte UND sich unglaublich gut verstand, glaubte sie inzwischen auch. Alle, die in langen Liebesgeschichten lebten, hatten ihr das Geheimnis verraten: Man muss durchhalten, muss sich arrangieren, darf nicht zuviel erwarten, muss viele Bedürfnisse mit anderen abdecken, muss versuchen, eine familiäre Nähe zu entwickeln, muss die ersten Jahre viele Missverständnisse ertragen. Sie war ein verwöhntes Produkt der kapitalistischen Wegwerfgesellschaft. Hatte alles gewollt und verloren.

Dann hatte sie Bernd kennen gelernt. Der war so wie sein Name. Absoluter Durchschnitt, und wenn sie ehrlich war, war er wie sie. Ein Mann im schlechtesten Alter, der nicht mehr an Wunder glaubte. Sie war nicht verliebt in ihn. Er nicht in sie. Aber Männer waren da eh anders. Sie wollten am Anfang Sex, und die Liebe stellte sich bei ihnen als Nebenprodukt angenehmer Gewohnheit ein. Sie nahm sich vor, mit Bernd eine **BEZIEHUNG** zu führen. Sie ignorierte alles, was sie an ihm nicht mochte. Dass er sie ein wenig langweilte und ihr seine Trikotagen nicht gefielen, dass er sie nicht entzündete und nichts von dem mochte, was ihr bis dahin wichtig schien. Aber fuck – wen interessierten schon Kino und Kunst und Filme und Bücher und Musik? Das waren Hintergrundgeräusche. Sie kleidete Bernd neu ein, schenkte ihm ein neues Parfüm, und weil sie nicht verliebt war, hielt er es auch aus mit ihr. Sie war so wenig hysterisch und zickig, und Bernd begann sich wohl zu fühlen, und sie war froh, dass sie nicht mehr alleine war, wenn wieder eine Freundin ihr erstes Kind bekam, mit 42. Bernd wohnte nicht in ihrer Stadt, sie sahen sich am Wochenende, und sie begann sich

Dann hatte sie Bernd kennen gelernt. Der war so wie sein Name. Absoluter Durchschnitt, und wenn sie ehrlich war, war er wie sie.



Illustration: Angela Giorgi

an ihn zu gewöhnen. Es war eigentlich wunderbar, keine Angst vor einem Mann zu haben, dachte sie. Sie ging mit Nachtcreme und Lockenwicklern zu Bett, wenn er da war, sie machte, was sie wollte, und Bernd hatte für alles Verständnis, weil es ihm egal war. Je länger sie mit Bernd zusammen war, um so mehr glaubte sie, es herausgefunden zu haben, das Geheimnis der grossen Liebe: Es war, nicht verliebt zu sein. Es war, jemanden langsam kennenzulernen, und es war: ES ZU WOLLEN.

Wenn sie Bernd abstossend fand, ihn hasste, wie er kaute und was er sagte, und wie er lief und wie er roch, dann half es, ihn sich als Baby vorzustellen. Bernd war klein gewesen, eine Mutter hatte ihn geliebt und ernährt, Bernd hatte von etwas Grossem geträumt, als er älter war, und wurde vom Leben enttäuscht, wie alle. Das genügte meist, damit sie ihn liebevoll am Kopf kratzte, und hielt, als wäre er ihr Baby. Sie begann sich einzurichten. Endlich machte sie Frieden mit ihrem Alter. Sie kaufte sich ein ordentliches Bett, trug keine bauchfreien Oberteile mehr, und auch die nachlassende Spannkraft ihrer Haut war ihr fast egal. Sie schaute sich einfach nicht mehr im Spiegel an. Sie begann Bernd «meinen Mann» zu nennen und wollte ihn gerne heiraten. Vielleicht, um es zu fixieren, sich zu fixieren, sich endgültig einzurichten. Es ist so gut, dass

ich über dieses alberne Thema nicht mehr nachdenken muss, sagte sie ungefragt zu Bekannten, und berichtete jemand von einer grossen Verliebtheit, verdrehte sie die Augen, und die Knie schiefen ihr ein vor Langeweile. Sie hatte herausgefunden, worum es ging: Das Leben möglichst angenehm herumbringen. So einfach. Dass man die Wahrheit fast übersah, weil man immer nach etwas Grossem, Komplizierten suchte.

Und dann waren sie auf die Insel gefahren. In den zwei Jahren mit Bernd hatte sie immer vermieden, mit ihm in Urlaub zu fahren. Bernd am Wochenende, wo man lange im Bett blieb, dann ins Kino ging, was essen ging, irgendwohin ging, wo andere Leute waren, wo es etwas gab, über das sie später reden konnten – kein Problem. Aber wozu sollte ein Urlaub gut sein? Wer brauchte heute überhaupt noch Urlaub, da kaum einer mehr eine anstrengende Arbeit hatte und die Schweiz ein Land war, das für viele das Traumurlandsland war? Was sollte man wohin fahren, stundenlang fliegen, um auf Stränden fremder Leute rumzulümmeln, sich von schlecht bezahlten Angestellten hassen zu lassen und in überteuerten Jeeps in zu grosser Hitze tröpfelnde Wasserfälle besichtigen? Bernd hatte sich durchgesetzt, Zum ersten Mal. Sie flogen dann stundenlang, kamen auf einer Insel der dritten Welt an, da stand der gemietete Jeep bereit. Sie hatten so einen Luxusbungalow gemietet, mit Whirlpool und Meeranstoss. Das Doppelbett war in ein Moskitonetz gehüllt, und Rosenblüten waren auf dem Boden verstreut. Sehr nett. Ein paar Tage war es sehr nett. Sie machten Ausflüge. Den Angestellten merkte man ihren Hass kaum an, das Gelände des Hotels war streng bewacht, mit Terroranschlägen nicht zu rechnen. Sie besichtigten Wasserfälle, und wieder einmal fiel ihr auf, wie angenehm sie mit Bernd schweigen konnte. Es setzte sie überhaupt nicht unter Druck, dass ihr nichts einfiel in seiner Anwesenheit. Sie zogen sich abends weisse Sachen an und assen schweigend in teuren Restaurants mit Meerblick. Sie kauften in kleinen Boutiquen Sachen, die sie daheim nie wieder tragen würden. Einmal nachts gingen sie in den Whirlpool. Sie stand da, wie sie dachte, dass man in einem Film jetzt stehen würde, auf einer Insel am Whirlpool mit dem Geliebten. Sie stand wie eine Statue, bis sie dachte, sie würde sich nie mehr bewegen können. Sie wollte sich nie wieder bewegen. Noch nicht einmal Tränen hatte sie.

© Sibylle Berg

Exklusiv-Geschichte für Straßenzeitungen

Der weisse Tennisball

Nie ist die Nacht so schwarz wie kurz vor der Morgendämmerung, und kein Geräusch ist um diese Zeit schrecklicher als das Läuten des Telefons. Deshalb beginnen alle schlimmen Geschichten mit einem Anruf um vier Uhr dreiundfünfzig.

«Hm?»

«Hallo? Guten Abend, Entschuldigung. Bin ich hier bei Alex Capus?»

«Ja.»

«Dem Schriftsteller?»

«Wissen Sie, wie spät es ist?»

«O Gott, vier Uhr vierundfünfzig.»

«Ja, Mann. Schauen Sie aus dem Fenster. Im Osten wird es hell. Wer sind sie überhaupt?»

«Tatsächlich. Ein silberner Streifen am Horizont.»

«In einer Stunde geht die Sonne auf.»

«Ich habe Sie geweckt, nicht wahr? Bitte verzeihen Sie, das wollte ich nicht. Das ist ja völlig unmöglich, was müssen Sie von mir denken ... Ich werde jetzt gleich einhängen.»

«Tun Sie das, und schlafen Sie ein paar Stunden. Dann sieht die Welt wieder anders aus.»

«Hören Sie, ich bin nicht ... Natürlich, Sie müssen mich für komplett verrückt halten. Ich muss Sie selbstverständlich in Ruhe lassen, bitte entschuldigen Sie die Störung.»

«Schon in Ordnung. Gute Nacht.»

«Gute Nacht. Ich hätte nicht angerufen, wenn in Ihrem Arbeitszimmer kein Licht brennen würde.»

«Was?»

«In Ihrem Arbeitszimmer brennt Licht. Wahrscheinlich haben Sie es versehentlich nicht ausgemacht, aber ich dachte, Sie sässen noch an der Arbeit. Ich wohne an einem der Hochhäuser am Stadtrand, wissen Sie? Von hier überblicke ich die ganze Stadt und sehe bis hinüber zu Ihrer Wohnung.»

«Sie linsen in meine Wohnung? Das ist ja ...»

«Nein, nein, so ist es nicht! Was müssen Sie auch von mir denken! Verzeihen Sie, verzeihen Sie bitte! Ich schwöre Ihnen, dass ich kein Fernrohr besitze, nicht einmal einen Operngucker! Ich sehe nur, ob Sie Licht haben oder nicht.»

«Ach?»

«Ich habe mir das so angewöhnt. Vor dem Schlafengehen werfe ich einen Blick aus dem Fenster und sehe nach, ob bei Ihnen noch Licht brennt. Meistens brennt es noch.»

«Soso.»

«Ja. Aber Sie müssen wirklich nicht denken ... Ich interessiere mich nicht im geringsten für Ihr Privatleben, das würde ich mir niemals erlauben. Aber ich habe alles von Ihnen gelesen, und irgendwann habe ich erfahren, wo Sie wohnen. So ist der Blick aus dem Fenster zu einem Ritual geworden, zu einem Spiel. Ich flehe Sie an, glauben Sie mir!»

«Jaja. Aber heute haben Sie entschlossen, mich mitten in der Nacht anzurufen.»

Ich stand ahnungslos in der Schlange vor der Kasse, als sich eine knochige Hand auf meine Schultern legte. Ich drehte mich um, und da stand der kleine Tobi, lang und dürr und kahl wie eine Gottesanbeterin.

wurde 1961 in der Normandie geboren und wuchs in Olten/Schweiz auf. Er studierte Geschichte, Philosophie und Ethnologie in Basel und arbeitete bei diversen Tageszeitungen als Journalist. 1994 veröffentlichte Alex Capus seinen ersten Erzählband „Diese verfluchte Schwerkraft“, dem bislang etwa zehn weitere Bücher mit Kurzgeschichten, Romanen und historischen Reportagen folgten – zuletzt der illustrierte Geschichtenband „Der König von Olten“ (Verlag Knapp, 2009) um einen schwarzweißen Kater namens Toulouse. Capus lebt mit seiner Familie in Olten.

Alex Capus

«Sie haben recht, das ist ganz unmöglich. Ich werde jetzt sofort einhängen. Ich bitte nochmals um Entschuldigung ... Sind Sie Eishockeyfan?»

«Was?»

«Sind Sie Eishockeyfan?»

«Nein.»

«Schade. Sonst hätte ich Ihnen meine Saisonkarte geschenkt, als Wiedergutmachung.»

«Vielen Dank, in Ordnung.»

«Sind Sie sicher, dass Sie sich nicht ein paar Spiele anschauen wollen?»

«Nein, wirklich nicht. Sagen Sie, was ist eigentlich mit Ihnen los?»

«Wie meinen Sie das?»

«Sie sind so aufgeregt und rufen mich mitten in der Nacht an. Wollen Sie mir etwas sagen?»

«Ja. Nein. Ich werde Sie jetzt schlafen lassen. Sie kennen den kleinen Tobi ja gar nicht. Es wird tatsächlich schon hell draussen. Gute Nacht.»

«Halt! Wer ist der kleine Tobi?»

«Tobias Müller. Heute ist er gut einsneunzig gross, aber als wir zusammen zur Schule gingen, war er immer der Kleinste. Deshalb nennen ihn auch heute alle den kleinen Tobi, obwohl er lang und schlaksig ist wie ein Basketballspieler. Er hat jetzt Krebs.»

«Oh.»

«Er hat nur noch einen Monat zu leben, höchstens zwei. Sein Körper ist inwendig schon voller Knoten und Wucherungen, wissen Sie? Wegen der ewigen Chemotherapien und radioaktiven Strahlen sind ihm sämtliche Haare ausgefallen, und das Zahnfleisch blutet und ist bis auf die Kieferknochen geschrumpft.»

«Schrecklich. Wie alt?»

«Sechsendreissig, genau wie ich. Heute abend bin ich ihm zufällig auf der Strasse begegnet, als ich mir kurz vor Ladenschluss eine Tiefkühlpizza besorgte. Ich stand ahnungslos in der Schlange vor der Kasse, als sich eine knochige Hand auf meine Schultern legte. Ich drehte mich um, und da stand der kleine Tobi, lang und dürr und kahl wie eine Gottesanbeterin. Sein Mund lachte zu mir herunter, dass sich die fahlen Lippen über den blutigen Zahnhälsen spannten. Die wimpernlosen Augen hatte er weit aufgerissen, und auf dem Schädel zeichnete sich ein Netz von blauen Adern ab. ‚Mensch‘, sagte er, ‚wie lange haben wir uns nicht gesehen? Das muss ja Jahre her sein!‘ Ich lachte möglichst unbefangen und fragte, wie es ihm gehe. ‚Super, ganz ausgezeichnet‘, antwortete er und schlenkerte mit seinen klapprigen Armen; er habe da ein Mädchen kennengelernt, das er womöglich heiraten werde. Letzte Woche sei er übrigens beim Jazz-Festival in Montreux gewesen. ‚Was,

du nicht? Etwas verpasst, mein Lieber, etwas verpasst! Weisst du was? Nächstes Jahr fahren wir zusammen hin, und dann stelle ich dir meine Monika vor. Und du, beruflich? Jaja, es ist nicht einfach heutzutage, aber wenn einer eine Idee hat, so muss er jetzt damit starten, damit er dann voll da ist, wenn die Konjunktur wieder einsetzt ...' So ging das weiter, bis ich endlich bei der Kassiererin angelangt war und meine Pizza bezahlte. Wir versprachen einander gegenseitig die gemeinsame Reise nach Montreux, und Tobi schwor drei-, viermal hintereinander, dass er sich um Hotel und Tickets und so weiter kümmern wer-

stocherte mit einem Zahnstocher in seinem Gebiss umher. 'Du bist ja nicht einmal katholisch!'

'Sicher schon bin ich katholisch', schrie der kleine Tobi. Sein Kinn zitterte, als ob er jeden Moment zu weinen anfangen würde. 'Gib sofort meinen Ball her!'

Die anderen Buben hielten sich raus.

'Du bist nicht katholisch, Tobi. Du bist ein gottverdammter Zürcher, nicht wahr? Letzten Frühling zugezogen, oder etwa nicht?'

'Ja schon, aber ...'

'Na also. Du bist ein gottverdammter Zürcher, und Zürcher sind nun mal keine Katholiken, sondern ... na, Jungs?'

«PROTESTANTEN!» brüllten alle im Chor, und der grosse Wolfgang kniff dem kleinen Tobi gutmütig in die Nase.

Natürlich wussten alle, dass Wolfgangs Argumentation auf wackligen Beinen stand; dies um so mehr, als er selber Deutscher war, und niemand war sich so recht sicher, was schlimmer war: einen Deutschen in der Klasse zu haben oder einen Protestanten. Und waren die Deutschen überhaupt katholisch? Nun, bei Wolfgang stellte sich diese Frage nicht, denn er war einen Kopf grösser als alle anderen und eine Autorität, die niemand anzuzweifeln wagte. Er hatte immer einen Zahnstocher im Mund, und alle seine Bewegungen waren von einer aufreizenden Langsamkeit, die so manchen Lehrer zur Weissglut treiben konnte. Er war unumstrittener Klassenkönig, und alle waren glücklich, seine Untertanen zu sein. Denn Wolfgang war ein gutmütiger Herrscher, der selber am glücklichsten war, wenn es seinem Volk gutging. Nur selten stach ihn der Hafer, und dann foppte er jemanden wie den kleinen Tobi mit seinem Tennisball. Aber alle wussten, dass Wolfgang den Ball wieder rausrücken würde, allerspätestens, wenn Tobi zu weinen anfang. Er war der Grösste und hatte es nicht nötig, Kleine zu quälen. Im übrigen konnte sich niemand erinnern, dass Wolfgang jemals in eine Schlägerei verwickelt worden wäre: denn schon immer waren alle kleiner gewesen als er. Schon als er selber noch klein gewesen war, hatte er es irgendwie geschafft, grösser als die Grossen zu erscheinen. Vor allem aber war es sein Deutsches – seine Familie war vor ein paar Jahren aus Hamburg zugezogen – , das ihn mit einem Nimbus der Gefährlichkeit umgab. Ein echter Deutscher, wenn er auch den hiesigen Dialekt akzentfrei beherrschte! Und dann dieser Name: Wolfgang! So hiess man hier nicht. Wer hatte schon einen Namen, in dem ein wildes, gefährliches Tier vorkam?

'Aber ganz bestimmt bin ich katholisch! Gib mir sofort den Ball zurück, du Schwein!' Der kleine Tobi zitterte vor Wut.

'Ach, Kleiner, sprich nicht so zu mir, das tut mir weh. Du bist nun mal ein Zürcher und ein Protestant, da kann ich doch nichts dafür.'

'Nein!'

'Du wirst es nicht leicht haben im Leben, Kleiner. Ihr Protestanten könnt nicht vögeln, ihr arbeitet euch lebenslang den Rücken krumm, und zum Schluss verbrennt ihr auch noch eure Toten.'

'Was?' Alle waren entsetzt. Leichen verbrennen?

'Das stimmt ja gar nicht!' schrie Tobi, obwohl ihm ja eigentlich egal sein konnte, was Wolfgang von den Protestanten behauptete.

'Wenn ich's doch sage!' Wolfgang schob den Zahnstocher mit der Zunge von einem Mundwinkel in den anderen. 'Wir Katholiken begraben unsere Toten in der Erde, wie es sich gehört. Ihr Protestanten aber baut grosse Backöfen, und da schiebt ihr dann die Oma oder den Opa rein und heizt ein, bis nur noch das Glasauge und die künstlichen Hüftgelenke übrig sind. Sag selbst, Kleiner: Ist das etwa nett? Haben die ehrwürdigen Alten das verdient?'

'Du bist ein gemeiner Lügner!' Tobi ging mit seinen kleinen Fäustchen auf Wolfgang los. Der schloss gelangweilt die Augen, als ob er zu müde wäre, um sich zu wehren, und dann wandte er sich um und hielt dem tobenden Tobi den Rücken hin. Die anderen Buben bildeten einen Kreis um die beiden und brüllten vor Lachen.

'So, jetzt ist aber genug.' Wolfgang wandte sich wieder Tobi zu und brachte dessen fliegende Fäustchen mit einer sachten, schlaksigen Armbewegung zum Stillstand. 'Du bist ein Protestant und bleibst einer, bis du uns das Gegenteil beweist.'

'Ich werd's euch beweisen! Ich werd's euch beweisen!'

'Da bin ich aber gespannt. Für mich siehst du ganz genau so aus wie ein Protestant. Oder seht ihr irgend etwas Katholisches an ihm, Jungs?'



de. Endlich musste auch er seine Einkäufe bezahlen, und ich benützte die Gelegenheit und floh.

Es war mir klar, dass ich den kleinen Tobi sehr wahrscheinlich nicht mehr wieder sehen würde. Bilder aus unserer gemeinsamen Kindheit stiegen in mir hoch – zum Beispiel das Bild von weissen Tennisbällen. Als ich ein kleiner Junge war, waren die Tennisbälle noch weiss. Plötzlich kam der Tag, da wechselten sie die Farbe, und seither sind sie alle gelb. Wieso? Können Sie mir das erklären? Der kleine Tobi hatte immer einen Tennisball in der Hosentasche, einen weissen. Wozu, weiss ich auch nicht. Jedenfalls spielte er nicht Tennis, und er wollte auch nicht, dass wir damit Fussball spielten. Er hatte einfach einen Tennisball in der Tasche. Während der Schulstunden drückte er daran herum; auf dem Heimweg nahm er ihn hervor und liess ihn ein paar Mal aufspringen, und dann steckte er ihn wieder in die Tasche. Einmal aber, als wir alle zusammen heimwärts liefen, sprang der Ball auf einem Kieselstein seitlich weg, und der grosse Wolfgang mit dem Silberzahn fing ihn auf und steckte ihn in die Tasche.

'Gib her!' sagte der kleine Tobi.

'Dir gebe ich den Ball nicht zurück', sagte der grosse Wolfgang und

In den Kellern unserer Väter besorgten wir Schaufeln, Spaten und Pickel, und dann gingen wir zu einer kleinen Lichtung hinter dem Tannenwäldchen, die ausser uns niemand kannte.

„Nichts!“ schrien alle begeistert. Tobi stand da in stummem, bebendem Zorn. „Wenn du ein Jude wärest – das könntest du uns leicht beweisen. Hosen runter und raus das beschnittene Zipfelchen! Aber ein Katholik? Wie soll der beweisen, dass er kein Protestant ist?“

„Ich werd's euch allen beweisen! Ich werd's ...“

„Ja doch, ja. Aber wie?“

„Ihr... ihr könnt mich begraben. Ich lass mich von euch beerdigen.“

Die im Kreis stehenden Buben verstummten schlagartig und sahen zu Wolfgang hin. Der nahm sogar den Zahnstocher aus dem Mund.

„Du meinst, du lässt dich echt begraben?“

Tobi nickte trotzig.

„In der Erde? Wie ein guter Katholik? In drei Metern Tiefe?“

Tobi nickte, und so zogen wir los. In den Kellern unserer Väter besorgten wir Schaufeln, Spaten und Pickel, und dann gingen wir zu einer kleinen Lichtung hinter dem Tannenwäldchen, die ausser uns niemand kannte.

„Na, dann fangt schon mal an!“ Wolfgang fläzte sich gelangweilt gegen den Fuss einer mächtigen Tanne, nahm den Tennisball hervor und liess ihn langsam neben sich über den Waldboden rollen. Tobi hatte einen Pickel mitgebracht. Er rammte die Spitze mit der ganzen Kraft seiner dünnen Ärmchen in die Erde und rief: „Wolfgang! Hier! Ist es hier richtig?“

„Aber ja, aber ja!“

Tobi hob den Pickel hoch über den Kopf und riss ihn nieder, hoch und nieder, hoch und nieder. Nach drei Schlägen konnte er nicht mehr.

„Na, was glotzt ihr so blöd? Helft mir doch!“

Und so machten sich alle über den Waldboden her, dass die Tannennadeln auf der ganzen Lichtung umherspritzten. Nur Wolfgang blieb liegen, kaute an seinem Zahnstocher und sah unter halbgeschlossenen Lidern hindurch zu. Nach einer Stunde war die Grube zwei Meter lang und einen Meter tief.

„He, Wolfgang! Reicht das?“

„Hmm?“

„Ob das reicht!“

Wolfgang stützte sich mühsam auf die Ellenbogen und sah prüfend zur Grube hinüber. „Drei Meter, ihr Weicheier! Drei Meter haben wir ausgemacht, wie bei einem echten katholischen Begräbnis!“

„Wolfgang! Wir sind fertig!“

„Drei Meter!“

„Das sind drei Meter!“

„Idioten seid ihr! Ich sehe ja noch jeden einzelnen von euren blöden Köpfen, wie ihr da in der Grube steht! Ihr seid doch nicht etwa drei Meter gross, wie?“

„Wie tief sind dann drei Meter?“

„Das Loch ist tief genug, wenn man einen von euch stehend begraben

kann und einen anderen gleich noch obendrauf.“

Und so buddelten alle weiter, den Blasen an den Händen und den brennenden Schultern zum Trotz, und der kleine Tobi war der verbissenste von allen. Nach drei Stunden war die Grube zwei Meter tief.

„Wolfgang! Wir sind fertig!“

Völlig erschöpft und verdreckt kauerten die Totengräber zuunterst in der Grube, über sich nichts als das blaue Licht des schwindenden Tages. Da tauchte Wolfgangs Gesicht am Himmel auf. Mit einem Blick mass er die Tiefe der Grube aus.

„Ihr seid und bleibt alle zusammen ausgemachte Idioten. Ich hab doch gesagt ... na ja, schon gut. Kommt alle raus – nein, du nicht, Tobi! Dich wollen wir ja beerdigen, nach allen Regeln und Vorschriften der heiligen römisch-katholischen Kirche. Leg dich hin!“

Der kleine Tobi legte sich am Grund der Grube hin, und Wolfgang warf ihm ein Kruzifix hinunter, das er aus zwei Stöcken und Farn gebastelt hatte. Tobi legte sich das Kreuz auf die Brust, faltete darüber die Hände und schloss die Augen.

„Hört auf, wie die Affen zu brüllen und rumzuhopsen, ihr Idioten!“ schrie Wolfgang. „Benehmt euch, wie es sich für eine katholische Trauergemeinde gehört!“ Da stellten sich alle am Rand des Grabes auf und lauschten ernst, aber gefasst den lateinisch klingenden Worten, die Wolfgang zu den Tannenwipfeln hoch murmelte. Dann war die Zeremonie zu Ende.

„Totengräber! Waltet eures Amtes.“ Zögernd stiess der erste seine Schaufel in den Erdhügel neben der Grube. Sachte liess er den Humus auf Tobis Füsse niederrieseln, und wir alle sahen zu. Tobi tat keinen Wank. Eine zweite Schaufel folgte. Eine dritte. Schon bald waren Tobis Füsse und Unterschenkel verschwunden, dann die Knie und die Oberschenkel, die Hüften, der Bauch und die Brust mit dem Kruzifix und den gefalteten Händen. Nichts regte sich in der Grube. Eine Pause entstand.

„Weitermachen!“ befahl Wolfgang.

Und so fiel die erste Schaufel Erde auf Tobis weiches Kindergesicht, das damals noch rund und rosig war und nichts ahnte von den Qualen der todbringenden Krankheit. Alle schaufelten weiter, bis von ihm kein Haar mehr zu sehen war. Dann entstand wiederum eine Pause; alle stützten sich keuchend auf ihre Schaufeln und sahen fragend zu Wolfgang auf. Dieser sah angestrengt in die Grube hinunter, aber dort war es so ruhig, als ob wir tatsächlich einen toten begraben hätten.

„Weitermachen!“

Zentimeter um Zentimeter häufte sich die feuchte Erde auf Tobis kleinem Körper. Stumm arbeiteten die Totengräber weiter, und ich schwöre bei Gott, dass sie die Grube restlos aufgefüllt hätten, wenn Wolfgang nicht plötzlich den Tennisball hineingeworfen hätte.

„Jetzt hört schon auf! Und holt mir den kleinen Idioten da raus.“

Und dann liess Wolfgang alle stehen und lief in den Wald hinaus, einsam und alleine wie der allererste Mensch. Hallo? Sind Sie noch da?»

Rot und unbelehrbar fröhlich ging zwischen den Hochhäusern am Stadtrand die Sonne auf. Mein rechtes Ohr schmerzte vom Druck des Telefonhörers, und meine nackten Füsse waren eiskalt.

«Ja, ich bin noch da», sagte ich. Ich glaube, wir sollten beide noch ein paar Stunden schlafen.»

«Ja. Gute Nacht.»

«Gute Nacht, Wolfgang.»

© Alex Capus

Aus: Alex Capus, Eigermönchundjungfrau, 2004, dtv

Mitarbeiterinnen für Kundenbetreuung

Wir, ein **Onlinebuchungsportal für dänische Ferienhäuser**, suchen zum 01.12.2009 Mitarbeiterinnen in Voll- und Teilzeit, die über Kenntnisse in der Touristikbranche verfügen und mit skandinavischen Reiseländern, insbesondere Dänemark vertraut sind.

Der Kontakt zu unseren Kunden erfolgt per E-Mail und Telefon. Wir legen großen Wert auf einen besonders guten Service und zahlen ein Gehalt, das unseren hohen Erwartungen entspricht.

Wir bieten die Möglichkeit, zeitweise vom Home Office aus zu arbeiten.

Bei Fragen und Bewerbungen wenden Sie sich bitte an: eva.petersen@fejo.dk

Mehr über uns auf www.fejo.dk



Dänemark

mehr aufhörte zu zirkulieren und das ganze Gebäude verstummte. Der kurze Schlagabtausch der Autotüren auf dem Parkplatz, startende Motoren in der Frühe, hier und da ein singender Keilriemen, dann schloß sich die Stille um sie wie eine Faust.

Es war gegen elf, als der Mann mit dem Pony klingelte. Sie sah ihn durch den schmalen Vorhangschlitz, den sie gelassen hatte. Er drückte auf dem Klingelbrett herum und schwenkte seine Sammelbüchse vor der Gegensprechanlage, wie um sich Gehör zu verschaffen. Seine bunte Weste erinnerte an einen Mexikaner, war aber vermutlich Zirkustracht. Sie hatte augenblicklich den Geruch von feuchten Sägespänen in der Nase.

Der Mann klingelte immer noch einmal, er war hartnäckig. Vielleicht wußte er Bescheid über sie, vielleicht war er auch einfach nur verzweifelt. Für einen Moment befürchtete sie, das Pony, das er an einem Strick mit sich zog, könnte ihren Blick bemerken. Doch das Tier mit der farblosen, filzigen Mähne schüttelte sich nur einmal kurz und schaute dann weiter mit glasig bis milchigen Augen stumpf vor sich hin. Sie verharrte an der kühlen Fensterscheibe regungslos, atmete kaum. Dann zog der Pony-Mann weiter. Für elf Uhr am Vormittag war es merkwürdig dunkel. Es fing an zu regnen.

Die Frau mit dem Schirm sah aus, als bräuchte sie Hilfe, deswegen ging sie die wenigen Stufen durchs Treppenhaus und öffnete die Haustür eigenhändig. Vielleicht war eine Stunde vergangen, vielleicht auch mehr. Sie brachte es nicht fertig, sich noch länger tot zu stellen. Der Frau war die Störung sichtlich unangenehm. In ihrem runden, dicklichen Gesicht zeigte sich echte Verzweiflung darüber, daß sie als Bittstellerin von Tür zu Tür gehen mußte. Ein Namensschild auf Brusthöhe wies sie als Leiterin einer Beratungsstelle aus.

Die Stadt habe die Zuschüsse für ihre Einrichtung um die Hälfte gekürzt, unter diesen Umständen könne sie ihre Arbeit nicht fortsetzen, sie habe nicht einmal genügend Helfer, um Spenden einzuwerben, sondern müsse außerhalb der Sprechstunden selber Klinken putzen gehen. Dafür sei sie nicht ausgebildet, sie könne das nicht. Sie sei Akademikerin.

Ihr zuzuhören, tat ausgesprochen gut – es handelte sich um eine gebildete Frau, zweifellos. Sie hätte sich gern länger mit ihr unterhalten, ihr vielleicht sogar die eine oder andere Frage gestellt. Doch schon nach wenigen Sätzen wurde ihr kalt. Sie entschuldigte sich und schloß die Tür.

Danach war sie merkwürdig aufgekratzt. Die Frau mit dem Schirm tat ihr aufrichtig leid, und so schwebte sie eine Weile durch ihre Woh-

nung, getragen von einer Woge des Bedauerns und der Überlegenheit. Wenn jemand unsicher wirkte, gab ihr das Sicherheit, wenn jemand verzweifelte, wurde sie stark. Das war noch immer so.

Der Regen hatte zugenommen. Unter der tiefhängenden Wolkendecke war die Stadt verschwunden.

Der Mann in der signalroten Rettungssanitäter-Jacke kam mitten hinein in ihren Tanz, sonst wäre sie nie so übermütig gewesen, ihm gegenüberzutreten. Es regnete inzwischen in Strömen, und sie wunderte sich zum ersten Mal, seit sie hier wohnte, daß bei einem Neubau wie diesem niemand an ein Vordach gedacht hatte. Sie konnte den Mann nicht hereinlassen, das war klar.

„Danke, daß Sie mir überhaupt aufmachen“, sagte er, als sie sich ihm in den Weg stellte, „Ihre Nachbarin hat mich nur vom Fenster aus gesehen und den Kopf geschüttelt, sie hielt es nicht einmal für nötig, zur Tür zu kommen.“

Der Mann im Regen sah sie an, sie, zwischen Tür und Angel, nickte nur. Er wirkte resigniert, fast verbittert, aber vielleicht gehörte das zu seiner Masche. Von einer Nachbarin um diese Zeit hatte sie noch nie etwas gehört. Er mußte sie erfunden haben. Dennoch hatte sie augenblicklich das Gefühl, auf der moralisch richtigen Seite zu stehen. Ihr gefiel der Gedanke, besser zu sein als ihre Nachbarin, ob es sie nun gab oder nicht.

„Wenn Sie sich das einmal ansehen wollen ...“ Der Mann kramte eine leicht verblaßte Broschüre mit Fotos von einem Rettungsfahrzeug hervor und hielt sie ihr hin. „Der Wagen selbst ist leider rund um die Uhr im Einsatz. Wir werden ständig gebraucht.“

Sie wunderte sich, warum er dann hier in voller Montur von Haus zu Haus ging, anstatt Menschen zu retten. Nicht auszuschließen, daß er gar kein echter Sanitäter war.

„Was kann ich für Sie tun“, erkundigte sie sich matt und schaute an dem Mann vorbei in den Regen, der in geraden Bahnen fiel.

Es ging um Spenden für den Rettungsdienst einer Wohlfahrtsorganisation, die Schwierigkeiten hatte, ihren Fuhrpark zu erhalten. Menschenleben hingen davon ab, beteuerte der Mann. Er trug eine rechteckige Brille. Seine Augen hinter den klobigen Gläsern wirkten groß und treuherzig, offenbar war er weitsichtig. Tropfen sammelten sich am unteren Brillenrand.

Er setzt seine Kapuze nicht auf, dachte sie, wahrscheinlich will er sich fühlen wie ein begossener Pudel, das hilft ihm beim Betteln, er möchte so aussehen wie in Tränen aufgelöst, er ist auf mein Mitgefühl aus.

Es regnete inzwischen in Strömen, und sie wunderte sich zum ersten Mal, seit sie hier wohnte, daß bei einem Neubau wie diesem niemand an ein Vordach gedacht hatte. Sie konnte den Mann nicht hereinlassen, das war klar.

MICHAEL ROTH
Rechtsanwalt

Fachanwalt für Arbeitsrecht
Fachanwalt für Sozialrecht

Kühlwetter Str. 49 Tel.: 0211/62 60 44
40239 Düsseldorf Fax: 0211/62 60 47

eMail: RA-M.Roth@t-online.de



Aikido
eine japanische Kampfkunst

Aikido Netzwerk
Forum für Bewegung und Kreativität

Am Krahnap 13
40229 Düsseldorf-Eller
www.aikido-net.de
info@aikido-net.de mobil: 0176 - 48221121

Warum setzt er nicht wenigstens seine Kapuze auf, dachte sie ein weiteres Mal, wie lange will er denn noch herumlaufen in diesem Zustand, aber sie fand, daß sie kein Recht hatte, ihn das zu fragen.

„Alles, was Sie zum Erhalt dieses Fahrzeugs beisteuern müßten, wäre ein Monatsbeitrag im Gegenwert von einem Pfund Kaffee“, erklärte der Mann mit der weinenden Brille.

„Was kostet denn ein Pfund Kaffee bei Ihnen?“ Es gelang ihr, den Satz wie einen Scherz klingen zu lassen, doch sie wußte es wirklich nicht. Es war so lange her, daß sie welchen gekauft hatte.

„Das kommt darauf an, was für Kaffee Sie bevorzugen, ob aus dem Supermarkt oder dem Feinkostgeschäft ...“

„Fünf Euro?“ riet sie.

„Das wäre kein schlechter Kaffee.“

Wollte er sich bei ihr zum Kaffee einladen? Hatte er den Vergleich deshalb ins Spiel gebracht, damit sie ihn auf eine Tasse hereinbat? Für einen Moment hielt sie inne und horchte, als hätte sie in ihrer Wohnung ein Geräusch gehört. Dann wandte sie sich ihm wieder zu. „Ich trinke keinen Kaffee im Moment, ich stille.“

Der Mann sah sie mit hochgezogenen Augenbrauen an, vielleicht glaubte er ihr nicht, vielleicht war er auch nur überrascht. Traute er ihr nicht zu, Mutter zu sein? Sie senkte den Blick und bemerkte, daß er weiße Arzthosen trug und ebenso weiße Gesundheitsschuhe mit Korksohlen, die völlig durchnäßt sein mußten.

„Ich würde Sie ja hereinbitten“, fuhr sie fort, „aber ich habe den Kleinen gerade erst beruhigen können, und er hat einen sehr leichten Schlaf.“ Sie sagte ihm, was sie allen sagte. Dann hob sie wieder den Kopf.

„Wie alt ist denn Ihr Kind?“

„Sieben Wochen“, erwiderte sie, ohne überlegen zu müssen.

„Wir hatten auch mal eins, meine Lebensgefährtin und ich“, der Mann streckte ihr den Quittungsblock entgegen und einen Kugelschreiber.

„Hatten?“

„Es wurde überfahren, als es drei war, von einem betrunkenen Jugendlichen in einem gestohlenen Wagen, der von der Fahrbahn abkam. Es war sofort tot.“

Der Regen ergoß sich unnachgiebig und hatte den Quittungsblock bereits aufgeweicht. Sie fing an zu schreiben. „Schrecklich“, flüsterte sie, „das muß schrecklich für Sie sein.“

„Ja“, sagte der Mann unverändert, sicher hörte er das nicht zum ersten Mal, „meine Lebensgefährtin hat es nicht verkraftet, sie ist in psychiatrischer Behandlung. Für mich war es leichter. Ich habe beruflich jeden Tag mit dem Tod zu tun.“

Sie wollte einwenden, daß es ja wohl etwas anderes sei, ob man es mit fremden Verkehrsoptern zu tun habe oder mit dem Verlust des eigenen Kinds. Aber ihr fehlten die Worte oder der Mut dazu. Sie füllte das Formular weiter aus.

„So richtig?“ fragte sie.

„Sie müssen dort unterschreiben“, deutete er auf den untersten Abschnitt, der sich vor Nässe wellte. Die Brille des Mannes tropfte unentwegt, ein kleines Rinnsal schlängelte sich über den Bügel an seinem Ohr vorbei und lief ihm in den Kragen, ohne daß er eine Miene verzog.

Warum setzt er nicht wenigstens seine Kapuze auf, dachte sie ein weiteres Mal, wie lange will er denn noch herumlaufen in diesem Zustand, aber sie fand, daß sie kein Recht hatte, ihn das zu fragen.

Zweimal mußte sie ihre Unterschrift nachzeichnen, weil der Kugelschreiber auf dem nassen Papier nicht schrieb. Dann gab sie dem Sanitäter den Block zurück. In der Spalte für den Monatsbeitrag hatte sie zehn Euro eingetragen. Jetzt schämte sie sich dafür. Es sah so aus, als hätte sie die Summe verdoppelt, weil er ihr leid tat - fünf Euro extra für sein totes Kind. Sie hoffte sehr, daß er sie belog und sich die Geschichte nur für sie ausgedacht hatte.

Der Mann reichte ihr eine Durchschrift, die nahezu unleserlich war. An der Abrißstelle löste sich das Papier in seine Bestandteile auf.

„Wenn Ihnen oder Ihrem Kind etwas zustoßen sollte, auch im Ausland“, erläuterte der Mann, „haben sie durch Ihre Mitgliedschaft einen Anspruch auf Krankentransport in unseren Einsatzwagen.“

Sie sah ihn an, als hätte sie nicht richtig gehört. Redete er wirklich von ihrem Kind, davon, daß ihm etwas zustieß?

„Sie bekommen von uns einen Mitgliedsausweis zugeschickt, der sie zur kostenlosen Nutzung berechtigt“, fuhr der Mann geduldig fort, „bitte führen Sie ihn immer bei sich, das erspart Ihnen und uns allerlei Ärger vor Ort, falls Sie den Wagen einmal brauchen.“

„Wir wollen's nicht hoffen“, sagte sie ohne jede Freundlichkeit. Sie war jetzt fest entschlossen, ihm nicht zu glauben, kein einziges Wort. Wo war der Krankenwagen beim Tod seines Kindes gewesen, wo war er, als es ihn brauchte?

„Also dann, schönen Tag noch und alles Gute für Sie und Ihr Kind!“ Der Mann tippte zum Abschied mit zwei Fingern an seine Schläfe und zog dann den Kopf ein, um in den Regen zu tauchen. Die Steinplatten schwammen unter seinen Schritten.

Sie sah ihm nach, bis er in der nächsten Einfahrt verschwunden war. Im ersten Moment verspürte sie das dringende Bedürfnis, bei sämtlichen Nachbarn zu klingeln und zu fragen, ob er ihnen allen dieselbe Geschichte erzählt hatte. Aber da war niemand, das wußte sie. Sie reckte noch einmal das Kinn und lauschte nach einem Geräusch aus ihrer Wohnung. Dann schloß sie die Tür und ging zurück in die Stille.

© John von Düffel

BETTINA RICHTLER

Rechtsanwältin

Sozialrecht, Betreuungs-, Psychiatrie u. Unterbringungsrecht

Felsenstr. 5
47058 Duisburg
Tel.: 0203-2898376
Fax: 0203-2809441
eMail: RAinRichtler@web.de

Eilaktion - urgent action - Eilaktion - urgent action

Ihr Brief kann Menschenleben retten

Wie Sie mit einem Brief einem bedrohten Menschen helfen können, erfahren Sie bei uns:

amnesty international
Bezirksbüro Düsseldorf
Neusser Straße 86
40219 Düsseldorf

www.amnesty-duesseldorf.de/ua



Heiraten

Zuerst erfuhr es der Steuerberater.

„Lieber Herr Ludwig“, schrieb Richard in eine E-Mail, „nun habe ich mich doch zur Ehe entschlossen. Gibt es den Splitting-Vorteil auch bei Ausschluss der Zugewinnsgemeinschaft?“

Eigentlich hatte sich Nicola geschworen, niemals zu heiraten. Richard, der selbst nie ernsthaft über das Heiraten nachgedacht hatte, fand ihre Argumentation schlüssig. Aus Liebe heiraten, hatte sie gefragt, welchen Sinn sollte das ergeben? Eine funktionierende Liebe brauche weder einen Knebelvertrag, noch ein Aushängeschild. Und sämtliche Gründe jenseits der Liebe seien schlecht. Geld, ungewollte Schwangerschaft, Druck aus der Familie. Das könne nur Unglück bringen.

„Wir können die Trauung im Schloss Mühldorf organisieren“, sagte die Dame vom Standesamt am Telephon. „Bis zu 500 Gäste, 1000 Euro. Oder im Herrenhaus, 200 Gäste, 500 Euro. Hier bei uns haben wir den kleinen Festsaal. 50 Gäste, 200 Euro.“

Richard wechselte den Hörer ans andere Ohr.

„Und wenn man einfach nur - heiraten will?“

„Nun ja, das Amtszimmer.“ Die Dame klang beschämt. „Das haben wir ein wenig herrichten lassen, aber schön ist es nicht. Und es passen nur sechs Gäste rein.“

„Wir sind zu zweit“, sagte Richard.

Im Grunde war es wegen der Intensivstation. Wenn dir was zustößt, hatte Nicola eines Abends gesagt, lassen sie mich nicht zu dir. Alles würde deine Mutter entscheiden. Sogar über Leben und Tod. - Sie saßen über abgeessenen Tellern bei ihrem Lieblingsitaliener. Nicolas Wangen waren gerötet vom Wein, und ihre Augen glänzten aufgrund der Kerze, die zwischen ihnen stand. Auch wegen Erbsachen, kam Richard ihr zur Hilfe, sei eine Heirat vielleicht von Vorteil. Dann könne er endlich den Zettel in seiner Schreibtischschublade wegwerfen. Nicola wollte wissen, was auf dem Zettel stehe. Wenn ich tot bin, sagte Richard, soll alles Nicola gehören. Der Rest der Welt soll sich verpissen. - Nicolas Augen glänzten noch stärker, und sie nahm seine Hand und küsste sie.

„Wo habt ihr eigentlich damals geheiratet?“, fragte Richard seinen Vater am Telephon.

„Warum fragst du nicht deine Mutter?“, erwiderte der Vater. „Es war doch ihre bescheuerte Idee.“

„Ich dachte, du könntest es mir sagen.“

„Wozu willst du das überhaupt plötzlich wissen?“

Richard schwieg. Die Familiensituation war schwierig, bei ihm genau wie bei Nicola. Sie hatten verabredet, es heimlich zu tun.

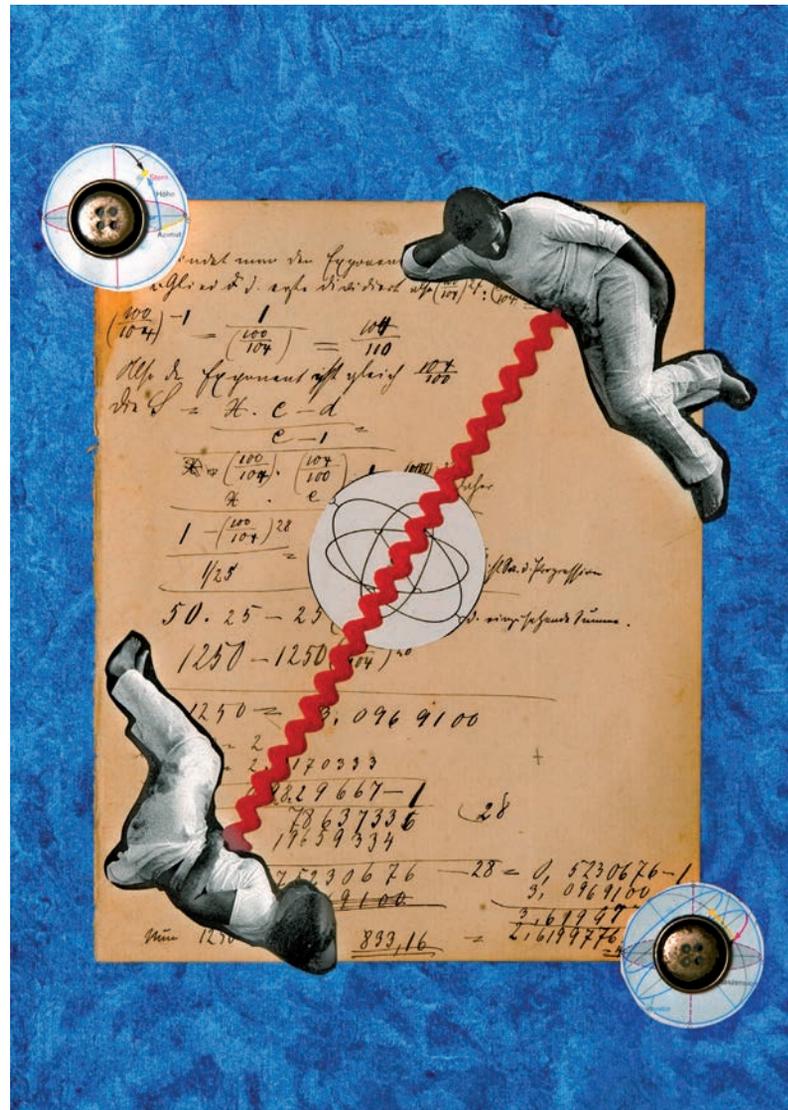


Illustration: Angela Giorgi

Juli Zeh

wurde 1974 in Bonn geboren, studierte Jura mit Schwerpunkt Völkerrecht und absolvierte den Diplomstudiengang am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Sie schreibt vor allem Romane, Erzählungen, Essays und Theaterstücke. 2008 reichte sie beim Bundesverfassungsgericht Beschwerde gegen den biometrischen Reisepass ein. Ihr jüngster Roman „Corpus Delicti“ (Schöffling Verlag 2009) spielt im Jahr 2057. Zusammen mit Ilija Trojanow veröffentlichte Zeh kürzlich den Band „Angriff auf die Freiheit. Sicherheitswahn, Überwachungsstaat und der Abbau bürgerlicher Rechte“ (Hanser Verlag 2009).

„Freu dich doch“, sagte Nicola. „Ich würde jubeln, wenn ich rausfände, dass ich nicht die Tochter meiner Eltern bin.“

„Nicht so wichtig“, sagte er und legte auf. Minuten später klingelte das Telephon.

„Ich weiß es“, sagte der Vater. „Du brauchst den Ort unserer Hochzeit, weil du deine Abstammungsurkunde anfordern willst. Du hast beschlossen, dich zu verheiraten. Hinter dem Rücken deiner Familie.“

„Macht jetzt bitte kein Drama“, sagte Richard.

Noch am gleichen Abend riefen seine jüngeren Schwestern an. Die eine lebte in München, die andere in Berlin. Sie hatten volle Terminkalender und mussten frühzeitig wissen, wann die Feier sei.

„Das ist wieder typisch für dich“, sagte Nicola. „Du tust immer so lässig, und dann hängst du doch drin in der ganzen Familienscheiße.“ Ihre Unterlagen hatte sie schon beisammen.

Richard fragte, ob sie nicht vielleicht doch eine kleine Feier machen könnten, nur im engsten Kreis, die Eltern, die Schwestern ... Aber es war kein guter Moment, um darüber zu reden.

„Und wen würde ich dazu einladen?“, schrie Nicola. „Meine Mutter oder meinen Vater? Du weißt genau, dass die beiden seit zwanzig Jahren nicht miteinander reden. Muss ich mich dann für einen entscheiden, nur weil ich heiraten will?“

„Wann kommst du mich mal wieder besuchen?“, fragte Richards Mutter am Telephon. Sie hätten damals in Feldafing geheiratet, am Starnberger See, Hals über Kopf und ziemlich romantisch. Warum ihn das interessiere.

Er sagte es ihr.

„Nein!“ Die Mutter klang entsetzt. Ob er ohne Ehe nicht glücklich sei? „Mach das nicht“, sagte sie.

Richard bat sie, sich aus seinen Angelegenheiten herauszuhalten. Die Mutter begann zu weinen.

„Herzlichen Glückwunsch“, sagte der Herr in der Abteilung Familienbuch im Standesamt Feldafing. „Die Dokumente schicke ich Ihnen zu. Für Sie und Ihre Adoptiveltern wird das bestimmt ein Freudentag.“

„Adoptiveltern?“, fragte Richard.

Die Lebensgefährtin von Richards Vater erklärte, der Vater könne gerade nicht ans Telephon kommen. Bei der Mutter klingelte es durch. Von den Schwestern erreichte Richard nur eine. Erst erklärte sie ihn für verrückt, dann war sie fassungslos.

„Das könnte auch Lucy und mich betreffen“, rief sie aufgeregt. „Vielleicht sind wir alle gar nicht miteinander verwandt!“

Richard fand, dass das manches erklären würde. Seine Schwester bat ihn, die Hochzeitsfeier zu verschieben. Er sagte, dass keine Feier geplant sei. Diese Reaktion fand sie nun auch wieder übertrieben. Er sagte, er habe ohnehin von Anfang an vorgehabt, ohne Familie zu heiraten. Die Schwester wurde schweigsam in der Leitung. Ein bisschen, sagte sie schließlich, habe sie schon immer gehaut, dass er nicht ihr richtiger Bruder sei.

„Freu dich doch“, sagte Nicola. „Ich würde jubeln, wenn ich rausfän-

de, dass ich nicht die Tochter meiner Eltern bin.“

Sie saßen über unberührten Tellern bei ihrem Lieblingsitaliener. Richard stützte den Kopf schwer in die Hände. Man habe ihn sein Leben lang belogen. Nun sei rückwirkend seine ganze Biographie zusammengebrochen. Nicola bat ihn, sich am Riemen zu reißen.

„Das ändert doch nichts“, sagte sie.

„Das ändert alles“, sagte er.

In der Abstammungsurkunde, die zwei Tage später im Briefkasten lag, stand der Name seiner richtigen Eltern. Franz Schön und Charlotte Schön, geborene Haberle. Bis jetzt hieß Richard mit Nachnamen Kindermann. Richard Schön, dachte er. Und Nicola Schön. Das klang wunderbar.

„Spinnst du“, sagte Nicola. „Ich behalte sowieso meinen eigenen Namen. Was ist denn auf einmal los mit dir?“

Er wolle seinen Urlaub in drei Wochen nutzen, um seine richtigen Eltern zu suchen.

„In drei Wochen“, sagte Nicola, „sind wir auf Hochzeitsreise. Dachte ich.“

Sie schwiegen eine Weile. Draußen liefen Regentropfen über die Scheibe und klopfen aufs Fensterbrett. Ob sie das nicht verstehen könne, fragte Richard. Sie verstehe jetzt vor allem, dass ihm seine Familienangelegenheiten wichtiger seien als sie, sagte Nicola. In dem Fall fände sie es besser, das Ganze sein zu lassen. Richard fragte, was sie mit „das Ganze“ meine.

„Es betrifft nur dich“, sagte Lucy am Telephon. Anscheinend komme es gar nicht selten vor, dass Paare nach einer Adoption doch noch eigene Kinder bekämen. Ob er und Nicola eigentlich welche wollten?

„Nicola und ich haben beschlossen, uns eine Weile nicht zu sehen“, sagte Richard. In dieser schwierigen Phase sei das erst einmal besser so. Lucy erklärte, für sie mache es keinen Unterschied, ob Richard ihr leiblicher Bruder sei oder nicht. Da sie einander ohnehin nie besonders nahe gestanden hätten, spüre sie jetzt keinen Unterschied.

Franz Schön lebte in Recklinghausen. Das hörte man am Telephon. Richard war so durcheinander, dass er nur fragte, ob Charlotte Schön zu Hause sei. Franz rief hinter sich in die Wohnung. Als Charlotte sich mit „Ja?“ meldete, legte Richard auf. Danach war es totenstill im Raum. Richard wusste, dass er nicht noch einmal anrufen würde.

Nicola hatte schon in der Tür gestanden, ihren Reiserucksack auf dem Rücken und die Hand auf der Klinke, als sie ihm etwas beichtete. Seit Jahren habe sie heimlich davon geträumt, eine Familie mit ihm zu gründen. Aber sie habe nichts forcieren wollen. Nun zeige sich ja, wie richtig ihre Bedenken gewesen seien.

„Ein Traum“, hatte sie gesagt, „ist eben noch lange keine gute Idee.“

Dann war sie gegangen. Die Totenstille, in der Richard neben dem Telephon saß, war das Geräusch ihrer Abwesenheit.

© Juli Zeh, CI-Magazin

Pflege- und Beratungs-

Team

Ralf Hansen



3

CERT

DE 45162 889 8420
DN +4915219331 2820
REG-NR. 20871641

Bundesweit erster qualitätsgeprüfter und
zertifizierter ambulanter Pflegedienst
nach:
DIN EN ISO 9001:2000 und MASS-BGW

Telefon.: 0211 - 600 5200

Gumbertstr. 91 - 40229 Düsseldorf

Siegfried Lenz

wurde 1926 im ostpreußischen Lyck geboren. Er gehört zu den bedeutendsten und meistgelesenen deutschsprachigen Erzählern der Gegenwart. Zahlreiche seiner Werke wie „Deutschstunde“, „Heimatmuseum“, „Das serbische Mädchen“, „Der Mann im Strom“, „Das Feuerschiff“ wurden auch verfilmt. Zuletzt erschienen von ihm die Liebesnovelle „Schweigeminute“ (2008) und der Roman „Landesbühne“ (2009, beide bei Hoffmann und Campe). Lenz lebt in Hamburg.

Der sechste Geburtstag

Alfred hatte den Vorschub bekommen. Er hatte ihn mir nicht gleich gegeben, als er von der Arbeit kam; er hatte das Geld bei sich behalten bis zum nächsten Morgen, und da erst, als ich ihn zur Tür brachte und er mich zum Abschied küßte wie früher, gab er mir den offenen Umschlag. Ich spreizte den Umschlag mit zwei Fingern auseinander, sah rasch, daß es lauter kleine Scheine waren, wollte ihm einen Schein davon geben, doch er schüttelte lächelnd den Kopf, klopfte mit den Fingerkuppen auf seine Brusttasche, als ob er auf ein Geheimnis anspielte, auf eine geheime Barschaft. Ich wußte, daß er log, und ich wollte ihm einen Schein in die Jackentasche stecken. Er fing meine Hand ab, schob sie zurück und sagte ruhig: „Kauf ihm ein Geschenk, Maria, das schönste, das du findest. Frag ihn noch einmal, was er sich wünscht, und dann kauf es ihm. Ich laß mir die letzten Stunden freigeben.“

Ich versprach es ihm, und ich versprach, nichts zu trinken an diesem achtzehnten April, den wir uns ausgewählt hatten, um Richards sechsten Geburtstag zu feiern. Zuerst hatten wir den Geburtstag Anfang Mai feiern wollen, wenn Alfred sein Gehalt bekommen hätte, doch der Arzt meinte, je früher, desto besser, und so hatten wir Richard an einem Mittwoch damit überrascht, daß wir am Freitag seinen Geburtstag feiern wollten, und natürlich geriet der Junge außer sich, redete nur noch in Wünschen, die er wachsen und wachsen ließ, ohne einen einzigen zu verwerfen. Ich staunte manchmal darüber, woher er wußte, was alles man sich wünschen konnte, mir wären so viele Wünsche nicht eingefallen, ich komme immer in Verlegenheit, wenn ich Wünsche äußern soll.

Nachdem Alfred gegangen war, räumte ich die Wohnung auf, duschte, zog das blaue Kostüm an und ging ins Kinderzimmer, wo Jutta am Fußende von Richards Bett stand und schweigend die Bewegung von Tieren nachmachte, die sie ihn raten ließ; natürlich versuchte Jutta, ihn seine Unterlegenheit spüren zu lassen, indem sie darauf achtete, daß ihre Bewegungen nicht eindeutig, unmittelbar bezeichnend waren, weswegen es ihm auch nicht gelang, das gemeinte Tier zu nennen. Ich unterbrach ihr Spiel.

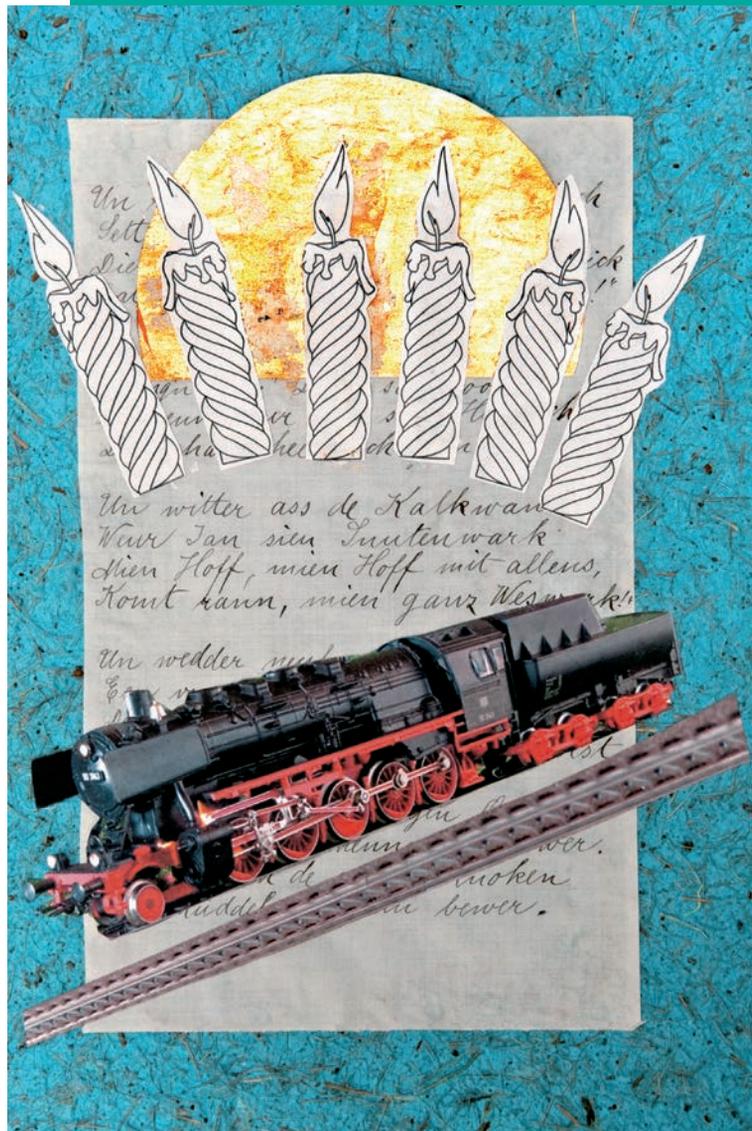


Illustration: Angela Giorgi

Ich zog Jutta an mich, spürte ihren drängenden unwillkürlichen Widerstand, doch ich ließ sie nicht los, zog sie zum Kopfende des Bettes. Alles an ihr verriet eine unerhörte Aufmerksamkeit, eine fast feindliche Wachsamkeit, und wenn ich manchmal ihr elfjähriges Gesicht sah, erkannte ich das Alter in ihm. Ich hielt sie sehr fest und hörte Richard fragen: „Wann geht der Geburtstag los?“, und ich hörte mich antworten: „Am Nachmittag, wenn wir alle zusammen sind.“ „Gut“, sagte er, „dann paß bloß auf, daß 'n rotes Tischtelefon dabei ist: das wünsch ich mir nämlich auch noch. Wenn das nicht dabei ist, will ich auch nichts anderes.“ Ich nickte und ließ alles offen, glaubte sicher zu sein, daß er die früher geäußerten Wünsche längst vergessen hatte, und ich bat Jutta, bei ihm zu bleiben, und ging, um für die Geburtstagsfeier einzukaufen.

Die Straßenbahn war überfüllt, aber ich mußte sie nehmen, denn der Bus war fort, und ein kleiner Alter mit Igelgesicht und Knopfaugen drängte mich durch den Gang nach vorn. Er sabberte und saugte an einer Zigarre, die er nie aus dem Mund nahm, paffte stoßweise kleine Wolken in meinen Nacken, drückte seine Aktentasche gegen mein Gesäß. Die Luft war warm und verbraucht. Beim Anfahren ruckte die Bahn so stark, daß die Stehenden gegeneinandergeschubst wurden, und dabei stemmte der Alte seinen Ellenbogen gegen meine Hüfte. Ich hatte Mühe, mein Gesicht vor einer Berührung mit einem feuchten, stark riechenden Federgewirr zu bewahren, das eine Frau vor mir auf ihrem Hut trug. Meine Knöchel schwellen, meine Lippen brannten. Auf einem Plakat empfahl ein genußfahrener Kahlkopf die Vorzüge einer Matratze. Ich sah auf meine Hand hinab, sah, daß sie zitterte, und wußte, warum ich dieser Fahrt sowenig gewachsen war; mit einem einzigen Schluck hätte ich sie leichter ertragen.

Ich stieg nicht vorzeitig aus, fuhr durch bis zum Hauptbahnhof und verließ dort die Straßenbahn und prüfte mein Gesicht im Spiegel eines Pfefferminzautomaten, flüchtig, nicht unzufrieden, da flogen Sandspritzer gegen meine Beine, gelber, ganz und gar künstlich anmutender Sand, den ein junger Arbeiter geworfen hatte. Der Junge lag auf den Knien in seiner schwarzen Manchesterhose, er verlegte dort Platten, zementfarbene Rhomboide, die er behutsam festklopfte. Er lächelte mir zu, schnell und gemein, und fuhr augenblicklich in seiner Arbeit fort.

Ich ging zu den großen Kaufhäusern hinüber, sah mich auf mich selbst zukommen in der Schaufensterscheibe und mußte die Augen schließen in dem Strom von warmer Luft, der aus dem Eingang der WUKA herausdrang. Ein festlich gekleideter, scharf gekämmter Mann trat auf mich zu, ich verstand kaum ein Wort, blickte nur auf seine belegte Zunge: er wies mir den Weg zur Spielwarenabteilung. Er hielt mir die Tür zum Lift auf, der mich in den dritten Stock brachte, in dem die Stimmen, die Schritte und Bewegungen mich weniger verwirrten, erträglicher waren. Das Licht bildete glänzende Lachen auf dem Fußboden des sehr großen Raumes. Eine Verkäuferin schritt langsam auf mich zu, musterte mich herablassend.

„Bitte?“ fragte sie in einem Ton, als sei mein Besuch ihr lästig, und ich sagte: „Ich weiß noch nicht. Darf ich mich mal umsehn?“ – Mit einem hochmütigen Nicken teilte sie mir ihr Einverständnis mit und schritt würdevoll zu ihrer Kollegin zurück. Sie schenkte mir keinen Blick, als ich an den Ständern mit Bällen vorbeiging, weiter zur Pup-

penabteilung und zu den Regalen mit Stofftieren. Achtzig Mark lagen in dem weißen Umschlag, ich war entschlossen, sie auszugeben, und ich wußte, daß dies in Alfreds Sinne war.

Die erste Schwäche trat in dem Augenblick auf, als ich die Sheriff-Uniform sah, den Pistolengurt, die ärmellose Jacke und den goldenen Stern; es war die Uniform, die er sich gewünscht hatte, doch ich sah ihn darin keine Viehdiebe zuhauf treiben oder schulpflichtige Bankräuber durch das Treppenhaus verfolgen, vielmehr sah ich Richard in der Uniform im Bett liegen, ein sehr leichter, regloser und sehr apathischer Sheriff, so geschwächt durch die Leukämie, daß er nicht einmal die Pistole halten konnte. Ich kaufte die Uniform nicht. Ich hielt mich an der Tonbank fest und kaufte sie nicht.

Die Verkäuferin beobachtete mich jetzt. Ich bat sie herüber, ließ mir ein Xylophon zeigen mit goldenen und silbernen Scheiben, fragte, nur um etwas zu fragen, ob man das Instrument einem sechsjährigen Jungen schenken könnte, der seinem Alter voraus sei, worauf die Verkäuferin mir wortlos die Klöpfel gab und mich aufforderte, den Klang auszuprobieren. Ich ließ die Klöpfel auf die Scheiben fallen, lauschte der schwebenden Heiterkeit der Töne, und konnte mich nicht zum Kauf entschließen. Die Verkäuferin zeigte mir lustlos einen Modellbaukasten, der Richard angeleitet hätte, ein Schiff, den ersten atomgetriebenen Frachter der Welt, auszuschneiden, maßstabgerecht zu leimen, und wieder wagte ich nicht den Kauf: ich sah das zusammengeleimte Pappmodell in seinem Zimmer stehen, sinnlos und ohne Eigentümer, nur eine zusätzliche Erinnerung, und so winkte ich ab.

Ich wußte, unter welchen Umständen mir ein Kauf leichter gefallen wäre. Die Schwäche kehrte wieder, eine kleine unbestimmte Übelkeit. Meine Haut sträubte sich gegen etwas oder verlangte etwas. Ich spürte ein wohlvertrautes Schwindelgefühl. Ungeduldig wandte die Verkäuferin sich ab, und ich blickte zur Galerie der Stofftiere, und auf einmal hatte ich tatsächlich den Eindruck, als duckten sie sich, kauerten sich zusammen aus Furcht, von mir gekauft zu werden.

Plötzlich fragte die Verkäuferin: „Wie wär's mit einer Eisenbahn? Davon wurde noch kein Junge enttäuscht.“ „Er hat sie sich sogar gewünscht“, sagte ich, und das zurechtweisende Lächeln der Verkäuferin besagte: Warum-denn-nicht-gleich-so? Sie führte mich zu einer Tischplatte, auf der eine Eisenbahn montiert war, drückte gleichgültig auf einen Knopf, und darauf setzten sich Züge in Bewegung, Signale schnellten hoch, kleine Birnen flammten auf, doch da hatte ich schon das Interesse verloren: die Bahn kostete über zweihundert Mark. Und ich dachte daran, daß in einem halben oder einem dreiviertel Jahr, wenn geschehen wäre, was der Arzt vorausgesagt hatte, die ganze Apparatur in eine Kiste und auf den Boden wandern würde, in eine endgültige Dämmerung, in ein ungestörtes Vergessen. Ein billigeres Modell, das nur zweiundsiebzig Mark kosten sollte, wollte ich nicht kaufen, ich weiß nicht mehr, warum.

Ich dachte an Richard, an die Arglosigkeit, mit der er darauf eingegangen war, seinen Geburtstag, der auf den zweiten September fiel, am achtzehnten April zu feiern; kein Zögern, kein Bedenken, kein Mißtrauen waren auf seiner Seite gewesen, im Gegenteil; als wir sagten, Freitag hast du Geburtstag, da rechnete er so mit planlosem Eifer an seinen Fingern, blickte auf und nickte, als müsse er das Datum bestä-

TausendundeinBuch

Die etwas andere Buchhandlung

Kommen Sie zum Schmökern.

Lassen Sie sich beraten.
Wir finden für Sie das passende Buch.



TausendundeinBuch, Inh. Petra Lorberg
Duisburg-Neudorf, Ostraße 125, Tel. 0203. 356675



Beratung & Schutz
www.mieterverein-duesseldorf.de

Unser Rat macht sich bezahlt!
Ihr starker Partner in allen Fragen des Mietrechts

Oststraße 47
02 11 / 1 69 96 0

Keine Wartezeiten nach telefonischer Terminabsprache:

Zentrale Düsseldorf	02 11 – 16 99 60	Außenstelle Neuss
Außenstelle Ratingen	0 21 02 – 2 17 66	0 21 31 – 27 56 91 und 27 53 86

Best-Beratungs-Garantie

Ungeduldig wandte die Verkäuferin sich ab, und ich blickte zur Galerie der Stofftiere, und auf einmal hatte ich tatsächlich den Eindruck, als duckten sie sich, kauerten sich zusammen aus Furcht, von mir gekauft zu werden.

tigen. Nur Jutta war eingeweiht; wir hatten ihr nicht gesagt, warum wir den Geburtstag um Monate vorverlegt hatten, wir hatten ihr nur zu erkennen gegeben, daß es sehr notwendig sei, und sie war bereit, zu schweigen und mitzuspielen.

Auf einmal erschien es mir zweifelhaft, ob ich mich überhaupt für einen Kauf würde entscheiden können, und ich erwog, Alfred in seinem Übersetzerbüro anzurufen und ihn zu bitten, herüberzukommen. Die Uniformen, Musikinstrumente, Modellbaukästen und Eisenbahnen – sie kamen mir als Geschenk ungeeignet vor, sinnlos, nicht dem Zustand des Jungen angemessen. Etwas hinderte mich daran, zu kaufen, was Richard sich selbst gewünscht hatte, ein Gefühl, ein jäher Argwohn, wir könnten uns bloßstellen mit einem ungeeigneten Geschenk. Da Alfred sich den Nachmittag freinehmen wollte, gab ich den Plan wieder auf, ihn jetzt herüberzubitten, und ich ging an den Ständern und Regalen entlang, prüfte, verwarf, erwog und verwarf abermals, bis ich in einem Holzkasten das rote Tischtelefon entdeckte. Ich kaufte es, ohne nach dem Preis zu fragen, zum Telefon gehörte eine fünf Meter lange, rot-weiß geflochtene Schnur, es lief über Batterien, und man konnte wirklich mit ihm von Zimmer zu Zimmer telefonieren. Es kostete zweiundvierzig Mark.

Ich spürte eine unerwartete Erleichterung, nun, nachdem ich das erste Geschenk, das wichtigste Geschenk, besorgt hatte. Die schmerzhaft Spannung ließ nach, die Empfindlichkeit meiner Haut, und es gelang mir mühelos, ein Zeichenbuch, einen Farbkasten und ein Spiel – „Der kleine Bergsteiger“ – auszuwählen. Während die Geschenke eingepackt wurden, bezahlte ich und behielt zwölf Mark zurück und beschloß, einen Kaffee zu trinken, bevor ich nach Hause fuhr.

Im achten Stock hat die WUKA ein Restaurant, ich fuhr mit dem Lift hinauf, wunderte mich, wie gut das Restaurant schon am Vormittag besucht war, wie viele Leute schon am Vormittag warme Mahlzeiten aßen. Ich fand nur noch einen leeren Tisch in der Mitte, setzte mich und wartete auf den Kellner, indem ich die Getränkekarte las, las bis zu dem Augenblick, in dem ich mich dringend beobachtet fühlte. Was war denn geschehen, was wollten sie alle von mir? Wodurch erregte ich ihr Interesse? Alle an den Nebentischen, kleine untersetzte Frauen, alte Männer, selbst Kinder musterten mich, nicht lächelnd oder beiläufig, sondern befremdet fast, mit interessiertem Befremden. Ich konnte ihr Interesse weder erklären noch zurückweisen, ich mußte schlucken, mein Gesicht brannte. Da kam der Kellner, und ich hörte mich sagen:

„Kaffee-Kognak“, hörte ihn diese Worte gleichgültig wiederholen, und ich hob die Tasche mit den Geschenken auf meinen Schoß, machte mich sinnlos, für die andern unerkennbar, an den Päckchen zu schaffen.

Die Blicke wurden noch strenger, das Interesse noch fordernder, als der Kellner mir auf einem Kunststoff-Tablett Kaffee, Kognak servierte: was wollten sie nur von mir? Meine Hand bewegte sich zur Tasse, sie zitterte, doch ich konnte die Bewegung nicht widerrufen. In kurzen Schlucken trank ich von dem heißen Kaffee, setzte die Tasse ab, sah auf das Kognakglas, auf dessen Rand die leicht schwappende Flüssigkeit eine Spur hinterlassen hatte wie von langsamen, öligen Tropfen. Ich berührte das Glas nicht.

Ich zahlte und ging; fuhr mit dem Lift hinab, prüfte in einem beschrifteten Spiegel mein Gesicht und fand keinen Grund für die Aufmerksamkeit, die ich hervorgerufen hatte. Im Bus, der mich nach Hause brachte, nahm niemand Notiz von mir, und auch Jutta, die mich bei meiner Rückkehr mit ihrer stumm befragenden Skepsis empfing, fiel nichts an mir auf. Sie nahm mir die Tasche ab, verschwand damit in der Küche, wo gleich darauf Papier knisterte, woher ein unterdrückter Ausruf zu hören war und besagte, daß sie dabei war, die Geschenke für Richard auszuwickeln. Sie war mit den Geschenken einverstanden. Sie gefielen ihr so sehr, daß sie mich bat, ihr zum Geburtstag die gleichen Dinge zu schenken, einschließlich des Würfelspiels „Der kleine Bergsteiger“.

Ich versprach es ihr, und dann bereiteten wir gemeinsam das Essen vor.

Alfred kam pünktlich. Er hatte etwas von sich aus gekauft, eine Taschenlampe mit Gummikanten, die Jutta sogleich zu den andern Geschenken legte. Er küßte mich an der Tür, so wie früher. Er schien mir anzusehen, daß ich mein Versprechen gehalten hatte, jedenfalls unterließ er es, sich zu vergewissern. Vieles an seiner Art und an seiner Haltung erinnerte mich an früher, half mir in vieler Hinsicht, um diesem Tag, diesem sechsten Geburtstag gewachsen zu sein.

Nach dem Essen zog Richard sich an und wurde aus dem Kinderzimmer verbannt. Alfred war bei ihm, während ich mit Jutta die Vorbereitungen zur Feier traf: wir machten aus der Lampe einen Lampion, zogen Konfettischlangen durch das Zimmer, deckten den Tisch und legten einen Halbbogen aus Blumenköpfen dort, wo Richard sitzen würde. Jutta stand viel herum und beobachtete mich bei den Vorbereitungen,

aus der Praxis für die Praxis

Abendstudium Psychologischer Berater

Weiterbildungen

- NLP
- Gesprächstherapie
- medizinische Hypnose
- Entspannungspädagogie



IAPP
INSTITUT FÜR ANGEWANDTE
PSYCHOLOGIE UND PSYCHOSOMATIK

Oststraße 98 40210 Düsseldorf
Tel. (0211) 492 03 14 Fax 492 03 24
www.iapp-institut.de info@iapp-institut.de

INVESTITIONEN MIT GROSSER WIRKUNG

- ◆ HEIZUNG
- ◆ LÜFTUNG
- ◆ KLIMA
- ◆ SANITÄR



www.wtk-waermetechnik.de
Obergath 126 · 47805 Krefeld · Tel. 02151 31950

Mit zufriedenem Nicken legte er die Geschenke auf den Fußboden, schnell, aber nicht achtlos, und zuletzt packte er das rote Tischtelefon aus: jetzt sah er sich zum ersten Mal um.

und auf einmal sagte sie: „Vielleicht freut er sich gar nicht.“ „Warum“, sagte ich, „warum soll er sich nicht freuen?“ „Wenn er merkt, daß heute gar kein Geburtstag ist.“ „Er hat selbst nachgerechnet“, sagte ich, „und deshalb wird er nichts dagegen haben.“ „Aber der Tag stimmt nicht“, sagte sie, „eigentlich muß er noch warten bis zum September.“ „Er kann nicht warten“, sagte ich. „Und wir?“ fragte sie. „Wir tun, was er sich gewünscht hat“, sagte ich, „wir feiern seinen Geburtstag.“

Ich merkte, daß Jutta mit unserer Entscheidung nicht einverstanden war, daß sie einen Vorbehalt machte und sich am liebsten geweigert hätte mitzufeiern, nicht weil es ihr schwerfiel, Richard diesen Tag zuzugestehen, als vielmehr deshalb, weil wir diesen Tag nicht an seinem ordentlichen Datum feiern wollten. Ich mußte sie bitten, mußte sie sogar verwarnen, in unserem Sinne mitzuspielen. Danach spürte ich solch ein Schwindelgefühl, daß ich ins Badezimmer ging, Wasser über meine Handgelenke laufen ließ. Ich versicherte mich, daß mein heimlicher Vorrat noch in seinem Versteck war, rührte jedoch nichts an.

Bevor die Feier begann, steckte Jutta die Kerzen an, und wir holten Richard und Alfred herüber, und Alfred mußte vor unseren Augen, unter dem Gelächter des Jungen, zunächst eine Blume essen, weil er eine Wette verloren hatte. Er aß sie unter fröhlichen Krümmungen und Verrenkungen. Richard klatschte dazu. Dann gab es die Geschenke, das heißt, wir führten Richard zu einem Stuhl, und er fetzte das Papier nur so herunter, sagte kein Wort, sah sich nicht um, arbeitete hastig und verbissen, hielt sich mit keinem Geschenk, das er ausgewickelt hatte, auf, sondern nahm gleich das nächste Päckchen zur Hand. Mit zufriedenem Nicken legte er die Geschenke auf den Fußboden, schnell, aber nicht achtlos, und zuletzt packte er das rote Tischtelefon aus: jetzt sah er sich zum ersten Mal um. Er setzte sich auf den Boden, hob den Hörer ans Ohr, lauschte, winkte uns, ganz still zu sein, verzog sein Gesicht, lächelte und sagte: „Ich höre ihn. Ich höre ihn genau.“ „Was sagt er denn?“ fragte Alfred. „Es geht ihm gut“, sagte Richard.

Alfred bückte sich, nahm den Hörer, lauschte und sagte: „Er meint, wir sollten jetzt den Geburtstagskuchen probieren; er will sich erst wieder melden, wenn wir gegessen haben“, worauf Richard nur einmal kurz lauschte und die Auskunft bestätigte. „Ich möchte ihn auch einmal hören“, sagte Jutta. „Jetzt nicht“, sagte Richard, „er ist fort. Jetzt sagt er nichts.“ Mit einer unduldsamen Bewegung verbot er ihr, den Hörer

aufzunehmen, und wir setzten uns an den Tisch, aßen Apfelkuchen und tranken Kaffee, und Alfred zwinkerte mir zu wie einst. „Ich werde die Schnur verlegen“, sagte er, „ich ziehe sie von hier bis zur Küche, und dann werden wir sprechen.“ „Nicht nötig“, sagte Richard, „ich höre ihn auch so. Ich hör ganz genau, was er sagt.“ „Du kannst gar nichts hören“, sagte Jutta, „denn zuerst muß das Telefon angeschlossen werden. Und es muß jemand mit dir sprechen.“ „Mit mir hat jemand gesprochen“, sagte Richard, „er hat gesagt, es geht ihm gut.“ Eine heimliche Erregung ergriff ihn, er weigerte sich zu essen, wartete widerwillig, bis wir fertig waren und er zu seinem Telefon zurückkehren konnte.

Alfred und er verlegten sodann die rotweiße Schnur, sie reichte über den Korridor in die Küche, und wir hatten keine Möglichkeit, das Geschirr hinauszutragen: wir durften uns nicht bewegen, durften nicht sprechen, als die Verbindung erprobt wurde. Beide Türen wurden geschlossen, die Telefonierenden lagen auf dem Fußboden in der Küche und im Kinderzimmer, und die Lautstärke, in der sie sich verständigten, hätte ausgereicht, vier Türen zu überwinden. Lächelnd gab Alfred mir den Hörer, blieb neben mir hocken, und während ich mich bei Richard brüllend erkundigte, wie das Wetter bei ihm sei, stützte Alfred mich und hielt mich fest. Da war wieder der Druck auf dem Magen, ich ließ ihn weitersprechen, erhob mich, ging hinaus auf den Korridor und öffnete behutsam die Tür zum Kinderzimmer, öffnete sie nur, ging aber nicht hinein, sondern lehnte mich aufgerichtet gegen die Wand. „Ich auch einmal“, sagte Jutta, „bitte, laß mich auch einmal.“ Richard antwortete nicht, und ich hörte Jutta drängen: „Bitte, Richard, jetzt bin ich dran. Du darfst auch mit meinen Sachen...“ „Weg“, sagte Richard, „laß mich.“ „Gut“, sagte Jutta, „dann sag ich dir, was du nicht weißt: du hast heute gar nicht Geburtstag! Es stimmt nicht, es stimmt nicht: dein Geburtstag ist im September.“ Ich ging nicht zu ihnen hinein, wartete auch nicht auf Richards Antwort, die Übelkeit wurde so groß, daß ich ins Badezimmer ging, nicht einmal abschloß, sondern einfach nur einen Schluck nahm und die Flasche sofort wieder wegstellte und auf den Korridor trat, wo ich Richard brüllen hörte, begeistert, dem Spiel hingegeben. Ich wischte mir die Lippen ab, zündete eine Zigarette an, als Alfred lächelnd aus der Küche kam, auf Zehenspitzen zu mir, dann etwas flüstern wollte und es nicht tat, sondern einfach an mir vorbeiging, als hätte er mich gar nicht dort stehen sehen.

© 1964 by Siegfried Lenz, 2009 neu erschienen in „Der Anfang von etwas. Meistererzählungen“ bei Hoffmann und Campe



KÜCHLER

Transporte GmbH





Umzüge weltweit

Lagerung

Außenaufzug

Handwerkerservice

Klavier-, Flügeltransporte

Büro- u. Objektumzüge

Aktenarchivierung

Himmelgeister Str. 100

40225 Düsseldorf

Telefon 02 11/33 44 33

Telefax 02 11/3 19 04 43

Siemensstr. 4-6

41542 Dormagen

Telefon 0 21 33 / 79 86

Telefax 0 21 33 / 7 34 38

www.kuechler-transporte.de info@kuechler-transporte.de

2te-Hand-Kleidung · Holzprodukte

Gebrauchtschuhsammlung

Rapsöl · Gebrauchtmöbel



teilen macht reich



“Volksverein Mönchengladbach”

gemeinnützige Gesellschaft gegen Arbeitslosigkeit mbH®

www.volksverein.de

MG-Geistenbeck · Geistenbecker Str. 107 · 41199 MG · Fon 02166-6711600

MG-Eicken · Eickener Str. 130 · 41063 MG · Fon 02161-6988120

MG-Rheydt · Wilhelm-Schiffer-Str. 56 · 41239 MG · Fon 02166-6764063

MG-Rheindahlen · St.-Helena-Platz 7 · 41179 MG · Fon 02161-3049457

Gottesanrufung I

Er hatte mich in das Kreuzberger Café bestellt und eine Geschichte versprochen, die ich in den Grenzen der Schicklichkeit verwerten könne. Sein Anruf kam ungelegen, ich wollte an meinem freien Tag einfach nur zu Hause sitzen und Videofilme ansehen. Doch er ließ sich nicht auf später vertrösten. Seine Cousine, soviel wollte er mir schon verraten, war von einem anständigen Jungen „sehr angetan“, sie konnte jedoch als gläubige Muslimin keine normale Liebesbeziehung eingehen. Das heilige Buch gebietet Enthaltensamkeit für Jungfrauen und Junggesellen. Ich sagte ihm auf den Kopf zu, daß ich noch nie etwas von männlichen Liebeskuppeln gehört hätte. Es war ihm ernst, und ich mochte seine Bitte nicht abschlagen, wir verabredeten uns für den frühen Nachmittag in einem Kaffeehaus, das von arrivierten Jungtürken frequentiert wird. Sie führen ihre Freundinnen aus und verhalten sich wie frisch graduierte Bildungsbürger, die gelernt haben, daß man sprechenden Frauen nicht auf die Lippen, aber in die Augen schaut. In dieser Enklave der guten Umgangsformen finden sich aber auch deutsche Pärchen ein. Die Deutschen entspannen sich in fremden Milieus bemerkenswert schnell, und es wird mir immer ein Rätsel bleiben, wieso der Anblick von banalem kalten Hirtensalat sie in eine derart gute Laune versetzen kann.

Ich bin vor der Zeit gekommen und sitze ohne große Empfindungen auf meinem Platz. Die Kellnerinnen laufen in weißen Schürzen von einem Tisch zum anderen, sie lassen sich gern in einen Plausch verwickeln. Eine besonders schöne Frau an einem Fensterplatz zieht ihren Lidstrich nach, unsere Blicke treffen sich, und sie lacht sich von mir los und nippt an ihrem Tee, in den sie einen Zuckerwürfel hat fallen lassen. Vielleicht, denke ich, werde ich im Laufe dieses Tages gute Laune bekommen, und aus Übermut klaube ich eine Münze aus meiner Hosentasche und balanciere sie auf meinem Zeigefinger. Als ich aufschaue, steht Osman vor mir, er besitzt die Gabe, sich lautlos anzuschleichen oder ganz plötzlich zu verschwinden. Wir begrüßen uns auf althergebrachte Weise, wir besiegeln den Handschlag mit einer kurzen Umarmung. Ich will wissen, was seine Geschäfte machen und ob er seinen Frieden mit den Angestellten in seiner Videothek gemacht habe. Die Einnahmen seien lausig, türkische Filme würden nicht mehr ausgeliehen, und die Clubmitgliedschaft in einem der großen Videoverleihläden sei um einiges attraktiver. Im Gegenzug fragt er mich nach den Verkaufszahlen meiner Bücher, ich verspreche, den Verlagsbetrieb davon zu überzeugen, daß man Osman einen Stapel zukommen läßt. Er hält es für eine zündende Geschäftsidee, meine Bücher neben der Kasse zu plazieren – bestimmt würden sie besser weggehen als in einer Buchhandlung. Als ein Hund an seinem Hosenbein schnüffeln will, gibt er ihm einen Tritt in die Flanke und achtet nicht auf den bösen Blick der Besitzerin.

Das sind unreine Tiere. Wo sie hausen, ist den Engeln der Eintritt verwehrt.

Ich glaube nicht, daß die Engel sich von Promenadenmischungen aufhalten lassen, sage ich.

Unser Prophet, Friede sei mit ihm, leitet uns an, die Gegenwart von Hunden zu meiden, sagt Osman. Wenn sich ein Köter an dir reibt, mußt du die rituelle Waschung für die Gottesanbetung noch einmal vornehmen. Ein Hund ist ein Flohbeutel und steckt dich mit Krankheiten an.

Feridun

wurde 1964 im anatolischen Bolu geboren, kam im Jahr darauf mit seiner Familie nach Deutschland und lebt heute in Kiel. Der Schriftsteller, Drehbuchautor und Journalist wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, zuletzt mit dem „Corine“ für seinen Roman „Liebesbrand“ (2008). 2006 nahm er an der ersten vom damaligen Bundesinnenminister Schäuble einberufenen Deutschen Islamkonferenz teil. Sein jüngster Roman „hinterland“ ist im Herbst 2009 bei Kiepenheuer & Witsch in Köln erschienen.

Du lebst im falschen Land, Osman.

Den Eindruck habe ich auch, sagt er.

Langsam füllt sich das Café mit jungen Pärchen, es ist die sogenannte Stunde des Liebesschwurs. Es heißt, der Mann solle nach der Schattensfarbe der Abenddämmerung gehen: wenn sich ein weißer Faden von einem schwarzen nur mit Mühe scheiden lasse, seien die Frauenherzen für Anrufungen besonders empfänglich. Beim Anblick der abtrünnigen Orientalen überkommt mich für einen Moment das Gefühl, es werde ein schlimmes Ende mit uns allen nehmen. Vielleicht bin ich einfach nur verstimmt über diesen störrischen Feierabendgläubigen, der mir gegenüber sitzt und glaubt, Hunde gehörten aus Gründen der Hygiene gesteinigt.

Also, deine Cousine hat sich verliebt, und ich freue mich für sie. Was verlangt sie aber von mir?

Du sollst über die rechte Wahl der Worte rasonieren und einen Brief an diesen Jungen aufsetzen. Sie möchte, daß der Junge versteht, wie es um ihre Liebe steht. Der Brief darf ihn natürlich nicht ermutigen, sich gewisse Freiheiten zu nehmen. Diese Art von Liebe würde unter einem Unstern stehen.

Was soll das heißen?

Kein Sex. Keine körperliche Annäherung. Meine Cousine legt Wert darauf, daß du dem Jungen eine wichtige Regel klarmachst: Sie ist unberührbar, bis sie auf den richtigen Mann trifft.

Er ist also nicht unbedingt ihre große Liebe.

Nein, ich denke nicht.

Wieso ist deine Cousine nicht selber erschienen und hat dich vorgeschickt?

Sie ist kein schamloses Mädchen!

Das habe ich auch nicht behauptet, sage ich schnell, aber du mußt zugeben, daß wir uns in einer komischen Situation befinden. Zwei

Zaimoglu

Du lebst im falschen Land, Osman.
Den Eindruck habe ich auch, sagt er.

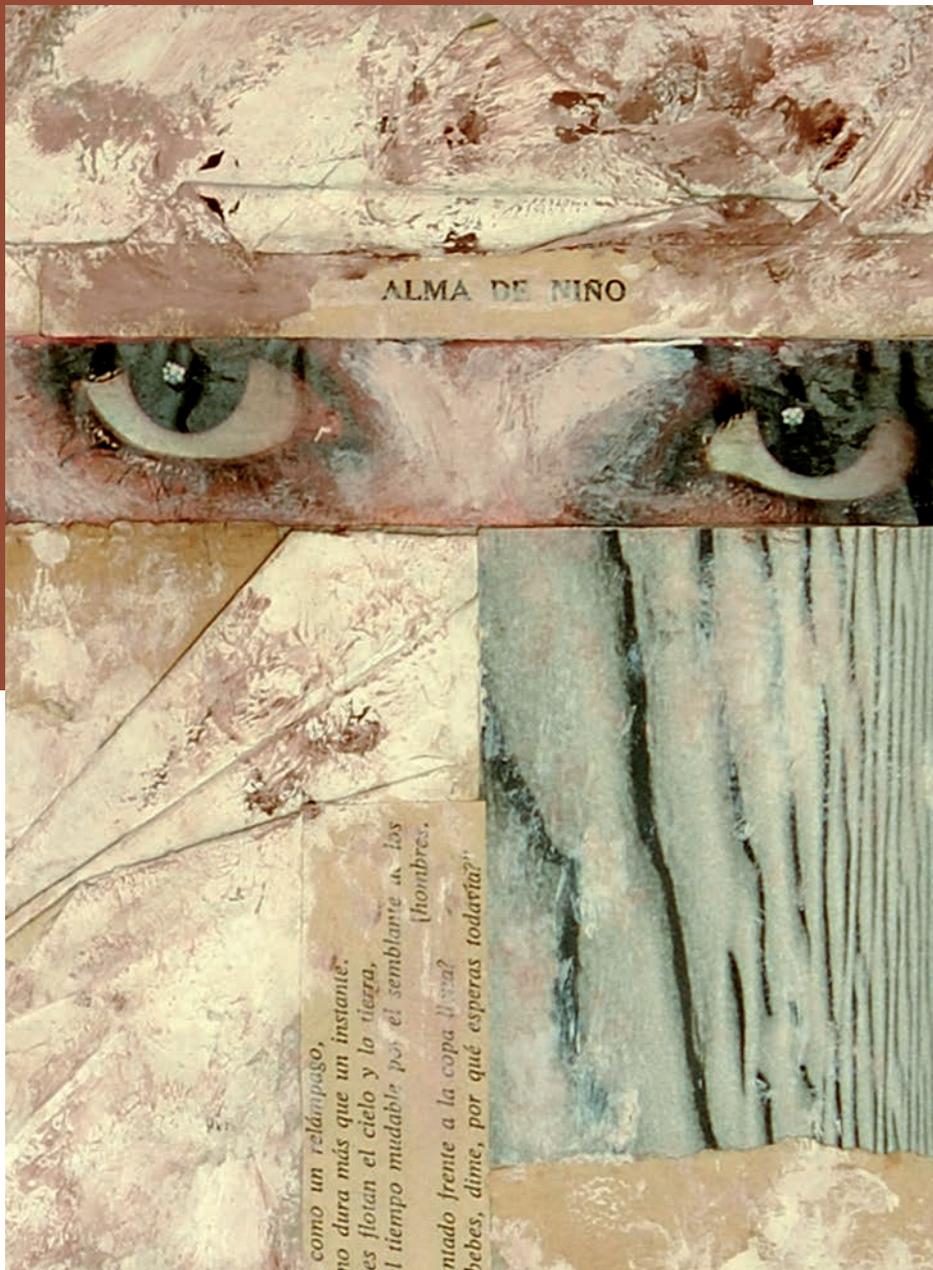


Illustration: Angela Giorgi

Am liebsten würde ich es hinausschreien, ich möchte mich nicht für eine Frau verwenden, die ich, wenn mich nicht alles täuscht, nur ein einziges Mal zu Gesicht bekommen habe. Osman hatte mich zum Opferfest nach Hause eingeladen, seine Eltern, beide Analphabeten, sollten einen echten Schriftsteller kennenlernen und bitteschön aus meinem Munde erfahren, daß man nicht nur als Kfz-Mechaniker-Meister oder Fließbandarbeiter gutes Geld verdiente. Die Wohnung war voll mit Verwandten beider Elternteile, die Kinder tollten herum und wurden halbherzig zur Ordnung gerufen. Zur Begrüßung gab ich Osmans Cousine die Hand, sie schlug die Augen nieder, und ich kam mir vor wie Dreck. Unter strenggläubigen Moslems ist es nicht üblich, Frauen die Grußhand entgegenzustrecken. Sie hatte mir erklärt, daß das animalische Wesen des Mannes sehr reizbar sei, daher habe sie auch nach einem sündigen Leben den Schleier angelegt und einen bedingten Triebverzicht akzeptiert. Sie konvertierte zur Orthodoxie, weil sie vom Hurendekor loskommen und die Gotteszeichen entziffern wollte. Es hörte sich jedenfalls sehr poetisch an, damals, ich prägte mir ihre Worte genau ein, und da sie auf offene Ohren stieß, erzählte sie, daß sie sogar eine Wallfahrt zu einem heiligen Mann unternommen und an dessen Grabstelle einen Fetzen Stoff mehrfach geknotet habe. Weil die Seele des in Sünde verstrickten Menschen wie ein Hundemaul stincke, weil es auch ihr nicht anders gegangen sei, habe sie einen radikalen Schnitt gemacht: weg vom Fleisch, hin zu Gott.

Willst du uns jetzt den Gefallen tun? sagte Osman, ich möchte eigentlich ungern zur Eile antreiben.

Was kannst du mir über den Jungen sagen?

Er wohnt in derselben Straße wie meine Cousine. Er will hoch hinaus, er studiert Betriebswirtschaft und hält auch die Regelstudienzeit ein ...

Ein Streber also, sage ich.

Nicht unbedingt. Er hat eben keine Lust, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten. Oder findest du es besonders fortschrittlich, dich in einer verdammten Montagehalle kaputtzumachen?

Da ist was Wahres dran. Wie haben sich die beiden kennengelernt?

Gar nicht. Sie haben vielleicht vielsagende Blicke ausgetauscht. Meine Cousine ist sich sicher, daß auch er entbrannt ist. Er wird rot, wenn ihn Frauen ansprechen.

Ach, du meine Güte.

Außerdem hat er zur Zeit keine Freundin, ich habe mich schon erkundigt.

Osman, du weißt, ich halte schüchterne Studenten für Spießler. Dei-

Männer stecken die Köpfe zusammen, um einem dritten Mann – der Liebhaber, der keiner sein darf – eine Mitteilung über die platonische Liebe einer Frau zu machen. Das nennt man Gruppenbild ohne Dame.

Meine Cousine ist eben ein anständiges Mädchen.

Ist in Ordnung, sage ich. Es würde mir nicht einfallen, das in Zweifel zu ziehen. Deine Cousine hätte doch auch einer Freundin die Rolle der Liebesbotin antragen können.

Die Zeiten ändern sich, sagt Osman. Die Frauen klatschen gerne, und das Gerücht macht schnell die Runde. Sie setzt großes Vertrauen in mich – und auch in dich, mein Freund!

Ich werde das Beichtgeheimnis hüten, sage ich.

Zur Begrüßung gab ich Osmans Cousine die Hand, sie schlug die Augen nieder, und ich kam mir vor wie Dreck. Unter strenggläubigen Moslems ist es nicht üblich, Frauen die Grußhand entgegenzustrecken.

ne Cousine in allen Ehren, aber kann sie sich, sagen wir einmal, nicht einen reiferen Mann aussuchen?

Sie schwört auf die Romantik ...

Na, wir doch auch, sage ich.

Sie hat sich aber nun mal in diesen Anfänger verknallt. Sie sagt, der Mann darf seine Jungfräulichkeit nicht bei dem erstbesten Luder verlieren. Die Konkubinen leben in Schande, ob Mann oder Frau, das ist egal.

Sie ist aber sehr schnell zur Hand mit dem Vorwurf, dieser oder jener Mensch sei lasterhaft, sage ich.

Die Geschichte nimmt eine unangenehme Wendung, was soll der ganze Unsinn. Ich wünschte, Osmans Cousine säße mir gegenüber und ich könnte ihr ins Gesicht schreien, daß sie als bigotte Jungfer eher in Dämonenspeichel badete, als den Geboten des Herrn zu folgen. Diese Sprache würde sie verstehen und im Geiste ihren Sünden katalog durchgehen, um mich vielleicht einen Unentschiedenen zwischen Gut und Böse zu schimpfen.

Wie wär's denn damit: Deine Blicke gingen mir durch Mark und Bein. Ich weiß, du liebst mich, und ich hege für dich ähnliche Gefühle. Wir wollen uns treffen und ansehen, doch mehr kann ich auch für später nicht versprechen ...

Das geht nicht, sagt Osman. Es müssen Worte sein, die ihn sofort verhexen. Außerdem muß der Brief mehr Harmonien enthalten.

Harmonien? Wir stellen dem armen Kerl eine Falle! Sie verlangt von ihm, daß er sich in das Schicksal eines Haremeunuchen freudig fügen soll. Ich glaube, deine Cousine möchte einfach angeschmachtet werden, sie hat zu viele Groschenhefte gelesen.

Du magst sie nicht besonders, oder?

Osman, Hand aufs Herz. Wie würdest du reagieren, wenn du einen solch frommen Antrag bekämost? Eine Liebe mit Spielregeln, zwei unberührbare Körper, die einander Gedichte aufsagen, aber verschlüsselt sprechen, damit auch ja kein sündiger Gedanke aufkommt. Was würdest du machen?

Ich würde durchdrehen. Das habe ich ihr aber auch gesagt.

Und?

Sie meinte, ich würde nicht in ihrem Körper stecken, und nicht die Frauen, sondern die Männer müßten gezähmt werden. Sie sagte: Ich will mich an den Männern rächen, daß ich meine Haare verstecken muß und keinen auffälligen Nagellack auftragen kann.

Der Junge kann doch nichts dafür. So wie du ihn mir beschrieben hast, wird er keine Einwände haben, wenn sie barhäuptig herumläuft.

Es ist aber nun mal so verfügt worden. Sie befürchtet, daß die Ehrbaren ihr die Achtung versagen, wenn sie den Schleier wieder ablegt. Ihre Ungunst kann töten.

Ich schreibe gern Liebesbriefe. Oder Bittbriefe an die deutschen Behörden. Aber beides in einem Federstrich, das ist mir unmöglich.

Osman verschränkt die Hände auf dem Tisch und scheint über meine Worte nachzudenken. Schließlich ringt er sich zu einer Entscheidung durch.

Ich werde meiner Cousine von dir ausrichten, daß du die Informationen aus erster Hand haben möchtest. Wenn sie weiter auf diesem komischen Brief besteht, kommen wir wieder zu dritt zusammen. Vielleicht treffen wir uns das nächste Mal bei mir, das ist ein neutrales Gelände, und ihr Vater kommt nicht auf falsche Gedanken.

Soll mir recht sein, sage ich.

Bestimmt hat sie sich dann entliebt, sagt Osman, oder es ist ihr klar geworden, daß sie ihn auch gleich persönlich ansprechen sollte.

Und was ist, wenn es für den Jungen kein Zurück mehr gibt?

Dann hat er eben Pech gehabt, sagt Osman, Pech macht reif, und seine nächste Freundin wird davon profitieren. Später kann er sich damit brüsten, daß eine Frau, die vor die Wahl gestellt wurde, sich für Gott oder die Liebe zu entscheiden, ihm den Laufpaß gab. Damit wird er bei den Frauen punkten und das Pech in Glück verwandeln. Eigentlich ist er in einer beneidenswerten Situation.

© Feridun Zaimoglu

Aus Feridun Zaimoglus Erzählband „Zwölf Gramm Glück“, Copyright 2004/2005 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Ihr Elektriker ...

ANDY BIELEFELD

Elektroinstallateurmeister

Bruchstrasse 98 • 40235 Düsseldorf
Tel. 0211/6801512 • Fax 0211/6985973

**ELEKTROANLAGEN
NETZWERKTECHNIK**

Kundennähe und starke Kompetenz vor Ort.

Altstadt

Bolkerstr. 17

Stadtmitte

• Berliner Allee 33
• Am Wehrhahn 18

Derendorf

• Collenbachstr. 10
• Münsterstr. 126

Golzheim

• Kaiserswerther Str. 252

Pempelfort

• Camphausenstr. 18
• Duisburger Str. 32

 **Stadtparkasse
Düsseldorf**

Monika Mittwoch zog aus, den Montag zu suchen

Marlene Streeruwitz

wurde 1950 in Baden bei Wien geboren. Sie studierte Slawistik und Kunstgeschichte. Streeruwitz schreibt Romane, Theaterstücke, Novellen und Essays und nimmt zu politischen Fragen immer wieder engagierte Stellung. 2004 lehnte sie die Annahme eines Kulturpreises aus Protest gegen die damalige österreichische Außenministerin Ferrero-Waldner ab, 2009 wurde sie mit dem Droste-Preis geehrt. Zu ihren jüngsten Veröffentlichungen gehören der Roman „Kreuzungen“ (S. Fischer Verlag, Frankfurt 2008) und ein Kurzroman über Johanna Ey, erschienen in dem Katalogband „Ich, Johanna Ey“ (Droste Verlag, Düsseldorf 2009).

In der kleinen Stadt, in der Monika Mittwoch lebte, war jeden Tag Mittwoch. Die kleine Stadt war sehr stolz darauf, daß alle anderen Tage abgeschafft worden waren und alle jeden Tag das beruhigende Gefühl haben konnten, an einem Mittwoch zu leben. In der kleinen Stadt war alles in der Mitte. Das Wetter wurde immer gemäßigt gewählt. Auf den hohen Schallschutzwänden rund um die Stadt wurden schöne Landschaften unter gemächlich dahinsegelnden Wolken gezeigt. Es war nie sehr heiß und nie sehr kalt. Monika Mittwoch mußte nie überlegen, ob sie eine warme Jacke mitnehmen mußte oder ob sie den Pullover ausziehen sollte. Am Morgen war es ein wenig frisch und alle saßen mit Jacken beim Frühstück auf den Terrassen vor den Häusern. Die Kinder konnten die Jacken aber zu Hause lassen. Für den Schulweg war es ein wenig wärmer und Monika Mittwoch konnte mit ihren Freundinnen Jessica Mittwoch und Else Mittwoch in den leichten Sommerkleidern zur Schule laufen. Am Abend wurde es ein wenig kühler. Aber dann saßen nur die Eltern auf den Terrassen. Kinder gingen früh schlafen. Ihre Traumcomputer mußten mit den vielen Lern- und Erziehungsprogrammen fertig werden. Die Eltern saßen dann auf den Terrassen und tranken Cocktails. Aber jeder Erwachsene trank nur immer einen kleinen Cocktail, weil am nächsten Tag ja wieder Mittwoch war und

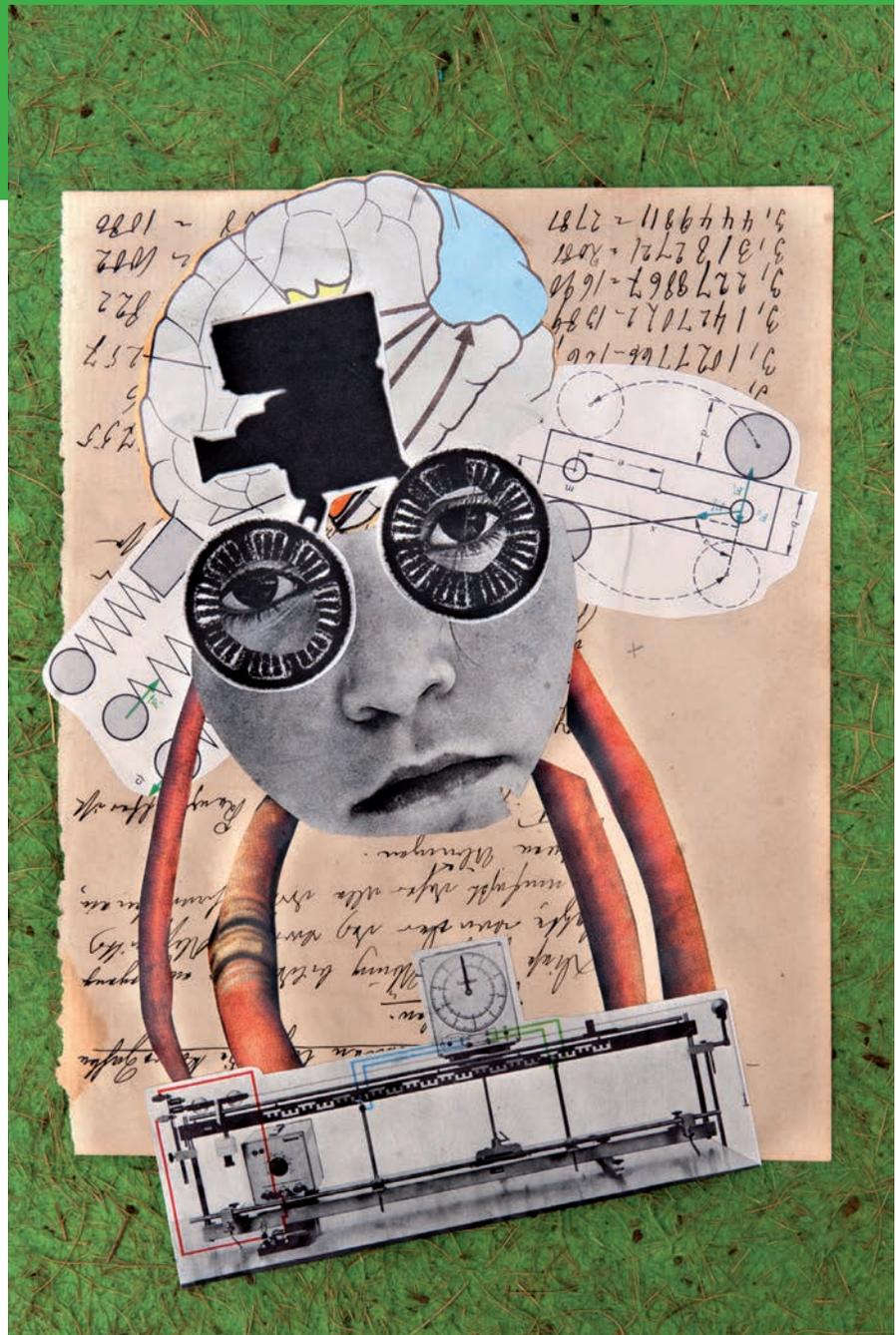


Illustration: Angela Giorgi

Die Vogelzwitscherprogramme waren angestellt und ein leichter Wind wehte. Monika Mittwochs Mutter hatte sich besorgt über Monika gebeugt. Es war das erste Mal, daß etwas nicht funktionierte.

alle Väter zur Arbeit hinaus hinter die Schutzwände mußten. In der Nacht war es kühl und frisch, damit alle gut schlafen konnten. In der Mittwochstadt war es dann in der Nacht ganz still.

Monika Mittwoch wußte aus der Geographie, daß es Gegenden gab, in denen es so laut war, daß die Menschen nicht mehr richtig denken und deshalb im Schlafen nichts lernen konnten. Monika Mittwoch konnte sich das nicht vorstellen. Die Kinder da mußten in die Schule gehen, um alles erst zu lernen. Monika Mittwoch ging in die Schule, um das im Schlaf Gelernte nachzuprüfen. Es ging nur darum, ob die Programme richtig eingestellt gewesen waren. Die Kinder waren nie angestrengt und immer fröhlich.

Eines Mittwochs ging Monika Mittwoch leer in die Schule. Monika Mittwoch war gewohnt voll neuem Wissen in die Schule zu kommen. Auf dem Schulweg schon hüpfte sie vor Erwartung, alles erzählen zu können. Alles, was sie im Schlaf gelernt bekommen hatte, sprudelte sie in der Schule mit den anderen Kindern heraus und es ging nur darum zu überprüfen, daß alles vollständig gelernt war. Dann gingen alle Kinder spielen und mußten sich nicht mehr um das Lernen kümmern.

An diesem einen Mittwoch fand Monika Mittwoch nichts in sich. Sie hatte in der Nacht nichts gelernt. Sie konnte nichts erzählen. An diesem Mittwoch bemerkte niemand etwas. Am nächsten Mittwoch bemerkte die Lehrerin, daß Monika Mittwoch still war. Sie fragte Monika, ob sie sich nicht wohl fühle. Ob sie sich krank fühle. Aber Monika Mittwoch war nicht krank. Sie hatte in der Nacht nichts gelernt bekommen und fühlte sich leer und müde. Die Schule schickte einen Techniker zu Monika Mittwoch nach Hause. Alle Geräte wurden überprüft und neu eingestellt. Die Eltern halfen ihr am Abend, die Programme einzuschalten. Monika Mittwoch bekam von der Schule frei. Sie sollte den Nachmittag und den nächsten Tag über schlafen und dabei das Versäumte nachlernen. Die Freundinnen wünschten ihr einen guten Schlaf und liefen zum Spielen auf den Spielplatz. Sie liefen schnell davon. Es war noch nie vorgekommen, daß ein Kind ungelern in die Schule gekommen war und niemand kannte den Grund dafür. Monika Mittwoch legte sich auf ihr Bett und bemühte sich einzuschlafen. Das war immer angenehm gewesen. Es wurde einem das Schlafen eingeflüstert und die Augen fielen dabei von selbst zu.

An diesem Mittwoch war es aber erst Nachmittag. Hinter den geblühten Vorhängen leuchteten die Sonnenstrahlen. Die Vogelzwitscherprogramme waren angestellt und ein leichter Wind wehte. Moni-

ka Mittwochs Mutter hatte sich besorgt über Monika gebeugt. Es war das erste Mal, daß etwas nicht funktionierte. Monika Mittwochs Mutter wollte, daß diese Störung so schnell wie möglich vorbei war. Der ganze Tag kam in Unordnung dadurch. Die Mutter mußte zu Hause bleiben und konnte nicht mit ihren Freundinnen in der shopping mall einen Eiskaffee trinken und die neuesten Kosmetikchips ausprobieren. Es waren Chips angesagt, die einen blond werden lassen konnten, ohne daß die Person noch zu einem Friseur gehen mußte. Das war eine große Zeiterparnis und alle wollten es ausprobieren. Monika Mittwoch lag auf dem Bett und hörte dem Vogelzwitscherprogramm draußen zu. Sie hörte ihre Mutter mit den Freundinnen auf der Videowall im Wohnzimmer sprechen. Eine Vertreterin von der Kosmetikfirma führte die Wirkung des Chips an sich selber vor und es wurde das Gerücht besprochen, daß in einer anderen Zeitschiene Körperhaare wieder in Mode gekommen seien. Alle überlegten, ob diese Mode auch nach Mittwochstadt kommen würde. Monika Mittwoch hörte ihre Mutter darüber lachen. Das Lachen der Mutter war silberhell und ausgelassen. Monika Mittwoch mußte mitlächeln. Dann setzte sie sich auf. Sie hatte die Mutter lachen gehört. Sie hörte die Vogelzwitscherprogramme. Sie schaltete auf Tannenwaldgeräusche um. Sie hörte den Wind in den Bäumen rauschen. Ein Kuckuck rief. Monika Mittwoch saß da. Sie durfte das alles nicht hören. Sie sollte das alles nicht hören. Sie sollte schlafen und alles, was sie versäumt hatte, nachgelernt bekommen. Sie ging an ihre Konsole. Es schien alles in Ordnung. Warum war sie dann nicht eingeschlafen. Monika Mittwoch hörte ihre Mutter. Sie sagte, daß sie nur kurz nach dem Kind sehen wollte und dann in die mall nachkäme. Sie müsse einmal am Tag aus dem Haus. Sonst könne sie es nicht aushalten.

Monika Mittwoch hörte die Mutter kommen. Monika legte sich wieder hin und schloß die Augen. Sie wollte nicht, daß die Mutter sich Sorgen machen sollte und sie tat so, als ob sie tief schlief und ins Lernen versenkt sei. Die Mutter kam ins Zimmer und beugte sich wieder über sie. Sie strich ihr über die Stirn. Monika Mittwoch blieb unbeweglich liegen. Die Mutter küßte sie auf die Stirn und ging hinaus. Monika Mittwoch blieb zurück. Sie war traurig. Was bedeutete es, daß sie alles hören konnte und nicht ins Lernen eingeschlafen war. Waren ihre Geräte kaputt. Hatte der Techniker den Fehler nicht entdeckt. Monika Mittwoch bekam ein seltsames Gefühl im Bauch. War sie nicht in Ordnung. War etwas an ihr nicht mehr in Ordnung. Sie sah die Freundinnen vor sich, wie sie so schnell von ihr weggelaufen waren und miteinander zu lachen begonnen hatten. Hatten die ihr etwas angesehen. Hatten die ihr angesehen, daß etwas nicht in Ordnung war.



WIR HELFEN TIEREN IN DER NOT!

Geschäftsstelle
Fürstenwall 146
40217 Düsseldorf
Tel.: (02 11) 13 19 28

Clara-Vahrenholz-Tierheim
Rüdigerstraße 1
40472 Düsseldorf
Tel.: (02 11) 65 18 50

Spendenkonten:
(Spenden an uns sind steuerlich absetzbar)

Kreissparkasse Düsseldorf Stadtparkasse Düsseldorf
Kto.-Nr. 1040 930 (BLZ 301 502 00) Kto.-Nr. 19 068 758 (BLZ 300 501 10)

CASA BLANKA
Servicepartner für Zuhause



Sie benötigen stundenweise eine Haushaltshilfe, die:

- 1x wöchentlich Ihre Wohnung reinigt
- Ihre Wäsche bügelt
- Ihre Einkäufe erledigt
- oder bei Bedarf Fenster putzt?

Nutzen Sie Ihren Steuervorteil: bis zu 1.200 EUR jährlich steuerlich absetzbar!

Rufen Sie uns an.
Unsere Mitarbeiterinnen helfen Ihnen gern.

0211 1719342
oder casa-blanka@zwd.de

Ein Betrieb der
ZWD
Zukunftswerkstatt
Düsseldorf

Sie stieg den Hügel hinauf. Der Hügel war nicht sehr steil, aber Monika Mittwoch kannte nur die Spielwiesen und den Park hinter der shopping mall. Da war es eben gewesen.

Monika Mittwoch lag auf dem Bett und sah auf die Wände. Ihr Vater war sparsam. Es gab bei ihnen immer die Bildwände, wie sie auch an den Stadtmauern projiziert wurden. Wenn da Wasserfälle oder die Aussicht auf eine Ebene zu sehen waren, dann hatten sie den dazu passenden Himmel auf den Wänden in ihrem Haus. Das kostete am wenigsten, weil man kein eigenes Abonnement brauchte und der Vater sagte immer, daß es das Haus luftiger machte. Der Vater sagte, daß das Haus dann wirke, als wären sie schon im Himmel und dann lachte er. Monika Mittwoch hätte gerne Blumenthemen gehabt. Wie im Haus ihrer Freundin Elke, wo am Abend sich alle Wände in einen Wald verwandelten. Die Sonne ging da hinter den Baumstämmen unter und warf gleißend helle Strahlen zwischen den Stämmen auf die Waldwiese und um 9 Uhr trat ein majestätischer Hirsch zwischen den Baumstämmen hervor. Elke erzählte in der Schule, daß sie bis 9 Uhr aufblieb und heimlich auf den Hirsch wartete. Monika mußte um 7 Uhr mit den Lernprogrammen beginnen. Sonst ließ sich das Pensum nicht erfüllen. Während Monika Mittwoch am Nachmittag so auf dem Bett lag, fiel ihr ein, wenn Elke wirklich auf den Hirsch wartete. Wenn sie nicht einfach nur so tat als hätte sie den Hirsch schon gesehen und in Wirklichkeit erzählte sie nur, was sie von den Eltern gehört hatte. Aber was machte sie dann, während sie auf den Hirsch wartete. Monika wußte nicht, was bei ihnen um 9 Uhr am Abend an den Wänden war. Das hieß, sie wußte, daß es der Abendhimmel sein mußte. Der Abendhimmel, so, wie er draußen über den Eltern auf der Terasse ausgespannt war. War das aber der Grund, warum Elke in letzter Zeit so ruhig geworden war. Elke Mittwoch war an den letzten Mittwochen am Rand der Spielwiese sitzen geblieben und hatte vor sich hin gesehen. Sie hatte sich nicht einmal für die neuen Hündchen interessiert, die einen nie verlassen würden, wenn man nicht vergaß, die Batterien rechtzeitig abzugeben und dann die Batterien zugewiesen bekam. Monika Mittwoch konnte kein solches Hündchen haben, weil ihr Vater ihr Kontingent für Sonderenergie für seine Angel verbrauchte. Monika Mittwochs Mutter hatte ihr versprochen, daß sie von ihrer Ration genug einsparen würde und Monika könnte das Hündchen dann haben. Das würde aber noch mindestens 20 Mittwoche dauern.

Monika Mittwoch lag auf dem Bett und hörte dem Vogelstimmenprogramm zu. Sie war hellwach. Sie hörte nicht den Anfang vom Lernprogramm und wie die Stimme so freundlich sagte, „Komm. Gib mir deine Hand und folge mir.“ Sie spürte nicht dieses Versinken und wie sie schon während des Hörens des Satzes wußte, daß sie versank und dann erst wieder aufwachen würde. Monika Mittwoch setzte sich auf und sah nach. Das grüne Lichtchen an der Wand leuchtete. Das Programm sendete. Alles funktionierte. Sie machte es nicht richtig und das Hündchen interessierte sie nicht mehr. Sie lag da und wollte kein Hündchen mehr. Sie setzte sich wieder auf. Es war am besten, sie sagte der Mutter gleich, daß sie kein Hündchen haben wollte. Sonst sparte die Mutter und versäumte eines von den Schönheitsprogrammen und die waren der Mutter wichtig. Monika Mittwoch wollte, daß ihre Eltern glücklich mit ihr waren. Sie war das einzige Kind, das ihre Eltern je haben würden. Jedenfalls sagte die Lehrerin Katja Mittwoch das in der Schule immer. Sie alle mußten ihre Eltern so glücklich wie möglich machen, weil jede von ihnen das einzige Kind bleiben würde, das ihre Eltern je haben sollten. Monika Mittwochs Mutter weinte immer gleich bei solchen Sätzen und sagte, Monika solle alles besonders gut lernen. Sie wären vielleicht die letzte Generation Mädchen und in ihnen müßte

noch einmal alles aufblühen. Monika Mittwoch wußte nicht, was das heißen sollte, das alles noch einmal aufblühen sollte. Aber sie wollte die Mutter nicht fragen. Sie wollte nicht, daß die Mutter wieder zu weinen beginnen mußte.

Monika Mittwoch stand auf. Sie ging aus dem Zimmer. Das Haus um sie war weg. Sie war aus ihrem Zimmer gegangen. Sie hatte die Zimmertür hinter sich geschlossen, damit das Vogelstimmenprogramm niemanden stören sollte. Die Mutter verwendete ihre Energiezuteilung oft für ein Regenwaldgeräuschprogramm wenn der Vater nicht im Haus war. Aber die Mutter war nicht mehr da. Niemand war da und nichts war mehr da. Monika stand gleich hinter ihrer Zimmertür auf einem staubig grauen Boden. Monika Mittwoch wollte zurück. Sie wollte in ihr Zimmer zurück. Sie wollte in ihre Projektionsebene zurück. Sie hatte nicht gewußt, daß das Haus ausgeschaltet wurde, wenn niemand da war. Daß die Mutter das Haus ausschaltete, wenn sie aus dem Haus ging. Machte das die Mutter. Oder geschah das ohne ihr Zutun. War das Haus nur da, wenn die Mutter da war. Und was geschah mit ihrem Zimmer. War das weg, wenn sie in der Schule war. Monika Mittwoch drehte sich zu ihrer Zimmertür zurück und fand sie nicht mehr.

Die Zimmertür war nicht mehr da. Monika Mittwoch stand allein da. Sie konnte weit und breit nichts sehen als diesen staubig grauen Boden, der sich in leichten Wellen hinstreckte. Monika Mittwoch setzte sich hin und weinte. Sie hatte das alles nicht gewußt. Es hatte ihr niemand gesagt, daß sie so aus der Projektionsebene herauskippen konnte. Daß man sich so verlieren konnte. Wenn sie das gewußt hätte, dann hätte sie ihre Zimmertür nie aufgemacht. Dann wäre sie in ihrem Zimmer geblieben. Dann hätte sie sich noch mehr angestrengt in die Lernprogramme einzuschlafen. Sie saß da und weinte. Sie wußte gar nicht, wieso sie aufgestanden war. Sie konnte sich nicht mehr daran erinnern, warum sie nicht auf dem Bett liegen geblieben war. Warum sie die Geduld verloren hatte. Sie weinte, weil sie verloren war und nicht mehr zu ihren Eltern zurückfinden würde und weil ihre Eltern nun kein Kind mehr haben würden. Monika Mittwoch war sehr traurig. Sie saß schluchzend da. Sie wußte nicht, was sie tun sollte.

Nach einiger Zeit wurde es sehr kalt. Monika Mittwoch hatte das leichte Tagessommerkleidchen für die Spiele auf der Sommerwiese hinter der Schule an. In der grauen Landschaft wehte ein kalter Wind. Monika Mittwoch hatte so einen Wind noch nie gefühlt. Sie hatte von solchen Winden gelernt. Aber das Wetter war überwunden worden, hatte es geheißt. Es gäbe kein Wetter mehr. Monika Mittwoch dachte, daß diese dichte Luft rund um sie, die an ihrem Kleidchen zerrte. Daß das so ein Wind sein mußte. So ein Wind von früher. Ein Wind aus der Zeit, in der es noch ein Wetter gegeben hatte. Ein Wetter, das sich selbst gemacht hatte und unberechenbar gewesen war. Nun begann Monika Mittwoch noch mehr zu weinen. Sie dachte daran, wie die Erwachsenen immer gesagt hatten, daß einer oder eine „Zum Montag gegangen sei“ und dann hatten alle verstört dreingeschaut. Monika Mittwoch dachte, daß ihr das nun passiert war. Daß sie zum Montag gegangen war, wie sie in dieser staubigen grauen Wüste gelandet war. Monika Mittwoch stand auf. Unter dem grauen Staub waren grobe eckige Steine und das Sitzen tat weh. Monika Mittwoch begann zu gehen. Schluchzend ging sie los. Sie wußte nicht, in welche Richtung sie gehen sollte. Sie versuchte sich zu erinnern, wie sie gestanden war als sie aus ihrer Zimmertür in diese Landschaft getreten war. Sie drehte sich im Kreis. Dann sah sie, daß sie eine Spur im grauen Staub zurückließ. Sie ging einen größeren Kreis

Diktat Fünf!

Wenn Tim groß ist,
will er Informatiker werden.

Tim war nie schlecht in der
Schule. Nur beim Schreiben
machte er viele
Fehler. Seine
Eltern waren ratlos
– bis sie auf das
LOS stießen. Tims
Mutter vereinbar-
te sofort einen
Gesprächstermin.



Erfolg in der Schule

Dank erster Fort-
schritte ist Tim
nun wieder richtig
motiviert. Schließ-
lich will er mal

Informatiker werden – und dafür,
das weiß Tim genau, braucht er
gute Noten.

**Über den individuellen Förder-
unterricht für Ihr Kind infor-
miert Sie Klaus Ehling, LOS
Düsseldorf,
Telefon 0211 3238338.**



Monika Mittwoch wußte, daß sie da wieder hingehen würde.
Wenn die Mutter wieder einmal aus dem Haus sein würde.

um ihre erste Spur. Sie dachte, sie könnte so immer
an die Stelle zurückfinden, an der sie zum Montag
gegangen war. Zur Sicherheit riß sie eine Masche von
ihrem Kleid ab und legte sie an der Stelle unter einen
Stein. Sie mußte eine Stelle finden, an der es nicht
so kalt war. Sie hatte gelernt, daß es die Temperatu-
ren und der Mangel an Wasser gewesen war, der den
Umgang mit der Natur so erschwert hatte. Plötzlich
konnte sie sich nicht mehr erinnern, wie lange eine
Person ohne Wasser auskommen konnte. Sie dachte,
es würde nicht gleich ein Problem werden können.
Das mit der Temperatur. Die Kälte. Das war zuerst
wichtiger.

Monika Mittwoch ging los. Sie setzte einen Fuß
vor den anderen und fühlte sich selbst schwer und
dunkel. Monika Mittwoch trug sich selbst schwer und
dunkel durch die staubige kalte Landschaft. Monika
Mittwoch hatte sich noch nie so gefühlt. Das Laufen
war immer leicht und hell gewesen. Sie trug bunte
Sommerkleidchen und lief auf die Spielwiese und die
anderen Mädchen liefen mit ihr und alle waren lustig
und fröhlich. Monika Mittwoch hatte nicht gewußt,
daß sie sich selber ein Gewicht sein konnte. Sie ging
langsam. Sie ging schleppend. Ihr war kalt und der
Wind zerzte an ihrem dünnen Kleidchen.

Dann kam Monika Mittwoch auf einen Hügel. Sie
stieg den Hügel hinauf. Der Hügel war nicht sehr
steil, aber Monika Mittwoch kannte nur die Spiel-
wiesen und den Park hinter der shopping mall. Da
war es eben gewesen. Monika stapfte auf den Hügel
hinauf. Auf der anderen Seite fiel der Hügel steil ab.
Monika Mittwoch geriet an den Rand eines Stein-
bruchs. An die steile Wand des Steinbruchs waren
Hütten gebaut. Die Hütten waren klein. Sie waren
aus Stein gebaut. Die Dächer bestanden aus Stein-
platten. Monika Mittwoch stand da und starrte auf
die Hütten. Eine Frau ging quer über den Grund
des Steinbruchs auf eine Hütte zu. Sie sah auf und
bemerkte Monika Mittwoch. Sie winkte Monika.
Dann piff sie. Sie gab pfeifende Geräusche von sich.
Aus den Hütten kamen anderen Menschen. Kinder.
Mädchen. Buben. Monika Mittwoch dachte, daß das
Buben sein mußten. In Mittwochstadt wurden nur
Mädchen aufgezogen. Aber Monika hatte gelernt, daß
es Buben als junge Form von Vätern gab. Väter und
Mütter kamen aus den Hütten. Sie sahen zu Monika
Mittwoch hinauf. Sie versammelten sich und redeten

miteinander. Sie riefen zu ihr hinauf. Sie deuteten,
Monika solle zu ihnen kommen. Monika Mittwoch
solle über die Wand heruntersteigen und zu ihnen
kommen. Sie lachten. Monika Mittwoch stand da
und hatte Angst. Die Schwere und die Dunkelheit in
ihr wurde zu einem kalt kreisenden Ball in der Mitte
ihres Bauchs und ihr Herz hatte nicht genug Platz
daneben und begann in dieser Enge heftig zu schla-
gen. Der Ball in ihrer Mitte wurde so schwer und das
Herz schlug so schnell, daß Monika Mittwoch nicht
mehr richtig sehen konnte. Die Menschen unten
riefen und lachten und deuteten. Monika Mittwoch
konnte sie einen Augenblick überhaupt nicht mehr
sehen und alles war dunkel und sie bekam keine Luft
mehr und dann war sie wieder in ihrem Zimmer und
die Mutter stand an ihrem Bett und stellte etwas an
ihrer Konsole ein.

Monik Mittwoch blieb ganz still liegen. Sie dach-
te, daß die Mutter sofort sehen mußte, daß sie zum
Montag gegangen war. Sie dachte, daß man ihr das
ansehen würde. Daß jeder sehen würde, daß sie au-
ßerhalb des Mittwochs gewesen war. Die Mutter
beugte sich wieder über sie und sah sie an. Monika
Mittwoch konnte die Mutter über sich fühlen. Sie
wartete auf die Strafpredigt. Aber die Mutter strich
ihr über die Stirn und ging aus dem Zimmer. Im
Wohnzimmer war der Regenwald an. Die schnarren-
den, glucksenden Geräusche waren bis in Monikas
Zimmer zu hören.

Monika Mittwoch lag auf dem Bett. Sie hör-
te nichts als diese Regenwaldgeräusche aus dem
Wohnzimmer. Monika lag da. Sie war traurig. Sie
hätte es lieber gehabt, wenn die Mutter es gewußt
hätte. Wenn die Mutter es wissen hätte können, daß
sie zum Montag gegangen war. Monika Mittwoch
wußte, daß sie da wieder hingehen würde. Wenn
die Mutter wieder einmal aus dem Haus sein wür-
de. Wenn sie wieder einmal etwas nachlernen mußte.
Dann würde sie wieder aus dem Zimmer gehen und
dann wollte sie wieder dahin. Monika Mittwoch hat-
te Angst davor. Alles würde von nun an anders sein
als sie es gekannt hatte und sie konnte niemandem
davon erzählen. Aber sie würde wieder dahin gehen.
Sie mußte wissen, was das war. Wo das war. Was das
bedeutete. Zum Montag gehen.

© Marlene Streeruwitz

TIAMAT druck GmbH

...nehmen Sie
unsere Qualität
unter die Lupe...

Entwurf/Layout • DTP-Satz • Offsetdruck

- Luisenstraße 69
40215 Düsseldorf
Telefon 02 11 . 38 40 390
Telefax 02 11 . 38 40 368
- mail@tiamatdruck.de
www.tiamatdruck.de

DRK in Düsseldorf sucht Frei-
willigenmitarbeiter: Senioren-
Kulturarbeit, Sprachangebote für
Migranten, Begleitung/Betreuung
von Senioren. 0211/2299-1241

**HEILPRAKTIKER
PSYCHOTHERAPIE**

Eine Ausbildung in
Humanistischer Psychotherapie

für Menschen, die
in Krisen seriös begleiten wollen,
ihrer Berufung folgen wollen

Heilpraktikerschule
Oberhausen
Im Lipperfeld 17

Beginn: Februar 2010

Prospekt anfordern:
Telefon: 0208 – 24037
www.heilpraktikerschule-gorny.de

Schnapsnovelle

Franzobel

(Franz Stefan Griebel) wurde 1967 in Oberösterreich geboren, studierte Germanistik und Geschichte und war nebenher Komparse am Burgtheater. Er lebt und arbeitet als freier Schriftsteller in Wien. Franzobel schreibt Theaterstücke, Prosatexte und Lyrik; er versteht sich als „literarischer Aktionist“. Zu seinen jüngsten Werken gehören das Buch „Österreich ist schön – Ein Märchen“ (Zsolnay Verlag, Wien 2009) und das Theaterstück „Prinzessin Eisenherz“ (2009) um eine junge Frau, die 1943 ihrer Schulfreundin, einer Widerstandskämpferin, Unterschlupf in ihrer Wohnung gewährte.

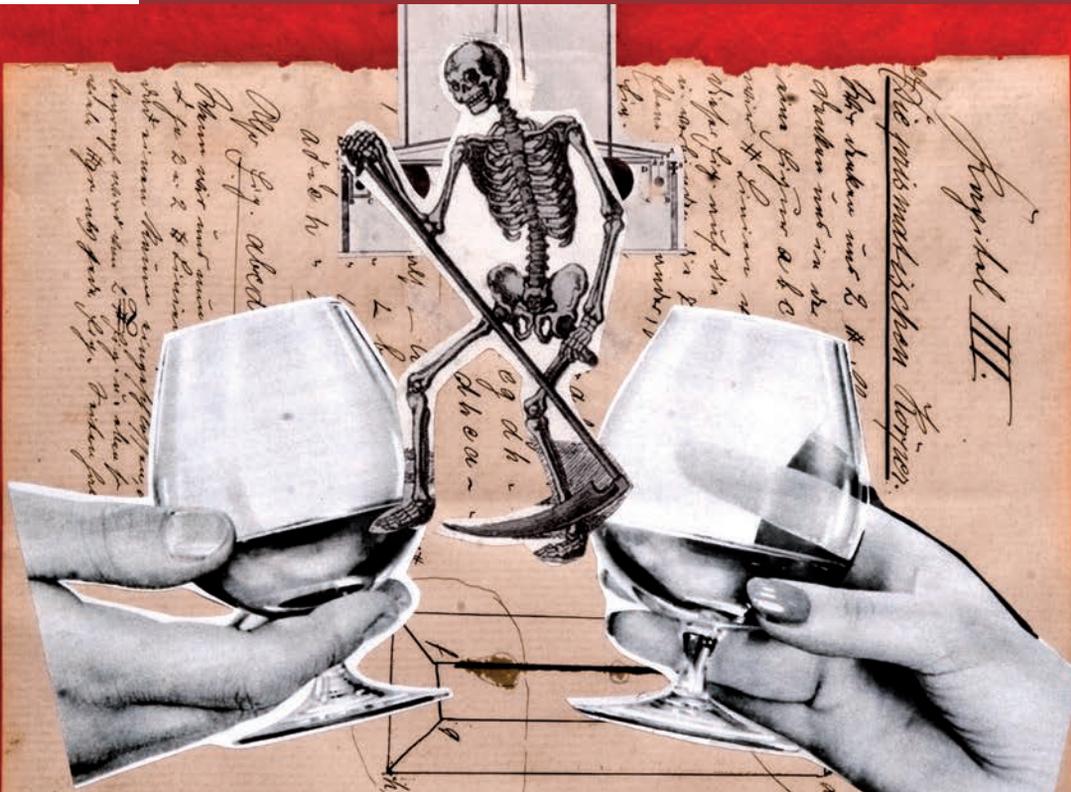


Illustration: Angela Giorgi

Was gibt es Schöneres, als mit Freunden den Zustand vollkommener Heiterkeit zu fühlen, den Körper zu vergessen, abzuheben in eine klare Duselstimmung, einen wundersamen Rausch des Geistes, eine reinigende Glückseligkeit? Nun ist die Berauschtigkeit aber eine hohe, oft vernachlässigte Kunst, drohen doch stets Übelkeit, Magensäure, Ausschweifung und Müdigkeit alles zu kippen. Rausche gibt es viele, den des Wortes oder der religiösen Ekstase, auch den des Fressens, den der Macht, des Geldes, Sexes, Erfolges oder den der Poesie. Und natürlich Bier- und Weinrausch, den so genannten Trunk.

Normalerweise heißt es, wenn man blunzenfett, oder, nobler ausgedrückt, was dann freilich nicht mehr notwendig, alkoholisiert ist, im letzten Glasl war der Rausch drinnen. Aber beim Schnaps? Da schnapst es über, schwimmt der Schwips, der Geist des Übermuts, meist schon im allerersten Schluck. Wenigstens bei mir. Ich war noch nie eine Schnapsdrossel. Zum einen vertrage ich ihn nicht, weder den Gebrannten noch den Angesetzten, geht es mir da mit dem Rausch meist viel zu schnell, und zum anderen bin ich in einer spröden, ländlichen Gegend aufgewachsen, wo man kleine Zwetschken, Kletzen, Zirben oder Vogelbeeren destilliert, Bauernschnapsen spielt, rote Schnapsnasen wie volle Scheib-

Trotzdem verstehe ich nicht, wieso ich mich von einem schroffen
Gastwirt, einem Mensch gewordenen Käseigel, überreden ließ, nach
dem Thunfisch-Carpaccio, der Pfanne mit den Seeteufelbäckchen und
der Waffel mit der Roten Grütze und dem Eis auch noch Schnaps zu
konsumieren. Vielleicht wegen der Kälte, dem eisigen Wind?

truhen mitten im Gesicht trägt und ein Schnaps vor allem eines können muss, die Gurgel runter fahren wie die Feuerwehr zum Brand. Da ist der Schnaps nichts Kulinarisches, sondern desinfizierende Medizin und Mittel zum Vergessen.

Einmal freilich habe ich mich verleiten lassen, Schnaps getrunken, zwei, drei Gläser. Oder vier, acht, zehn? Was weiß denn ich, jedenfalls, als ich in der Nacht darauf erwachte, zitterten die Wände wie Hände einer alten Frau, wenn sie vom Bankomat kein Geld bekommt, schwankte mein Bett, kam die Decke runter wie eine pulsierende Walfischmageninnenwand, war mir, als ob sich mein Schlafzimmer auf einem in Seenot geratenen Schiff befände. Das also machte Schnaps aus mir, ein desolates, schwankendes Subjekt, dem die Augen zitterten, dem der Gleichgewichtssinn, diese Luftblase in der Wasserwaage Kopf, komplett versprudelt ist? Ein taumelndes, torkelndes Bewusstsein. Nein, denn am nächsten Morgen erfuhr ich, dass das Schaukeln gar nicht von dem Schnaps herrührte, sondern von einem leichten Erdbeben. Oder kam umgekehrt das Erdbeben vom Schnaps? Bebt, wenn nur genügend Menschen ihr Gleichgewicht im Rausch verlieren, auch die Erde? Eine Brücke fängt, wenn mehrere im Gleichschritt sie bemarschieren, zu schwingen an, und die Erde? Was macht die gute Alte, wenn ihre Bewohner sich besaufen? Taumelt sie dann auch, gerät aus ihrer Bahn, lallt, und wackelt hicksend durch das Universum? Fällt ins nächste Schwarze Loch?

Trotzdem verstehe ich nicht, wieso ich mich von einem schroffen Gastwirt, einem Mensch gewordenem Käseigel, überreden ließ, nach dem Thunfisch-Carpaccio, der Pfanne mit den Seeteufelbäckchen und der Waffel mit der Roten Grütze und dem Eis auch noch Schnaps zu konsumieren. Vielleicht wegen der Kälte, dem eisigen Wind? Einer spontanen Sympathie zu Indianern? Oder wegen Helmut Qualtinger, der auf die Frage Rot oder Weiß“ mit „hams schon amal an roten Schnaps gesehen?“ reagierte. Jedenfalls stapften wir jetzt mit einigen Dezilitern Feuerwasser intus durch den Nordseestrand, sahen kleine Strandläufer nach Würmern picken, die Abdrücke von Möwenkrallen, Pfeile waren das, die in die falsche Richtung wiesen, und einen ungeheuren Himmel, in dem die Sonne mit schwarzen Wolkenblöcken kämpfte, die sie zudeckten wie der schwere Daunentuchent einen Schlafenden. An manchen Stellen setzte sie sich aber durch, die Sonne, stachen golden gleißende Strahlen in den Horizont, illuminierten eine schwere, graue See, die an den Rändern schäumte, als wollte sie sich da rasieren. Tausende kleine Wasserzungen leckten am Strand. Meiner Frau lösten sich die Sohlen von den Schuhen, so dass wir uns beeilen mussten, schwitzten.

Ist der Mensch das einzige Wesen, das schwitzt? Oder schwitzen Fische? Vögel? Möbel? Kühlschränke? Nein, nur Fenster, wenn es draußen kalt ist. Auch Hunde schwitzen nur durch ihre Zunge, Bäume schwitzen Harz, Politiker Harz 4. Der Mensch aber, das einzige Lebewesen, das den Geschlechtsakt von Angesicht zu Angesicht vollzieht, schwitzt und nennt es Transpiration. Auch Jesus, der Meister aller Transsubstantiation schwitzt auf seinem Weg nach Golgatha Wein aus Wasser. Und ist nicht auch Schnaps der Schweiß von Früchten? Eine wunderbare, beinahe göttliche Wesensverwandlung? Jedenfalls muss sich der Mensch eben wegen dieser Transpiration kleiden, waschen, braucht er ein Dach über dem Kopf, Ferrari, Swimmingpool mit coolen Drinks von nackten Hausangestellten serviert... Das Schwitzen ist der Anfang jeder Zivilisation. Hicks.

Schnapsberauscht und Schnapsverschwitzt trabten wir dahin, sahen den kleinen Vögeln zu, die da immer wieder mit flinken Schritten in die Gischt liefen. Wie träge und behäbig mussten wir für diese kleinen Zwitscherer doch sein, erst recht jetzt, wo wir einiges gewzitschert

hatten. Zeitlupenwesen. Und wie langsam mussten wir erst für die Eintagsfliegen sein, die ihr ganzes Leben an nur einem Tag besorgen mussten. Für das gleichgültig gleichmütige Meer dagegen waren wir mit unseren ach so wichtigen Menschenleben nicht mehr als eine solche Eintagsfliege. Vor wenigen Augenblicken erst waren die ersten Affen mit dem Feuer angekommen, kurz darauf die barock parfümierten Perücken-Gockel in den Sänften. Und jetzt lief alles in Freizeitkleidung rum oder zog sich aus und machte auf Freikörperkultur, schnapste völlig über. Und wie wir uns so über die Zeit, dieses seltsame Phänomen unterhielten, das ich mir manchmal wie eine lange Strecke dachte, dann aber wieder mehr wie eine Flüssigkeit, die sich allmählich ihrem Ende neigt, jawohl, wir lebten im letzten Norgerl Zeit, entdeckte ich ein angeschwemmtes Holzstück mit vielen großen Löchern drin. Ein schwarzer Emmentaler. Wie ich mich danach bückte, bemerkte ich einen fingergroßen Papierstreifen daneben. Und obwohl er in einer Plastikfolie steckte, war er aufgeweicht, vom Salzwasser zerfressen. Ein Stück hellblauer Schnur hing dran, darin verwickelt eine Wasserpflanze. Ich hob es hoch, streifte die Pflanze ab und las die sich in Auflösung befindliche Schrift: „Nom: Lallemand. Prenom: Leo. Adress: 7/9 Rue des Rappports 59360 Le Cateau“.

-Zeig, sagte meine Frau, um es mir sofort aus der Hand zu reißen. Sie lachte erst, wurde dann aber ernst und sah mich traurig an: Das stammt von einem Koffer. Und wie kommt der ins Meer? Flugzeugunglück! Der arme Mensch ist abgestürzt und liegt jetzt irgendwo am Grund des Meeres und verkommt. Fische haben sein Gepäckstück angeknabbert und dieser Adresszettel, der den Koffer seinem Besitzer zurückbringen sollte, wurde hier an Land gespült. Wenn das kein Zeichen ist? Nur wofür? Vielleicht dürfen wir nicht mehr Fliegen? Vielleicht...?

-Aber nein, beruhigte ich meine Frau, der diese Unmittelbarkeit des großen, endgültigen Feierabends doch zu schaffen machte. Es war, als klebte der Tod an dem Papier, am Namen, als hinge die ganze tragische Geschichte eines Lebens, ja einer ganzen vollbesetzten Passagiermaschine, an diesem kleinen Fund. Leo Lallemand aus der Rue des Rappports in Le Cateau. Was für ein sonderbarer Name, ein lallender deutscher König aus der Strasse der Meldungen in einer Ortschaft namens Schloss? Aber rapportierte mit diesem Adressschild nicht auch der Tod, lallte deutlich in uns rein und flüsterte: Vanitas, Vanitas, auch ihr werdet vergehen. Aber nein, sagte ich, vielleicht stammt der Zettel ja von einem Luftballon. Oder der Besitzer, dieser Leo Lallemand, hat den Koffer einfach so ins Meer geworfen, weil... Gut, wer wirft schon sein Gepäck ins Meer? Aber wenn es nun kaputt war, er sich etwas Neues kaufte? Vielleicht ist auch nur der Koffer über Bord gegangen? Oder... Jedenfalls haben wir uns vorgenommen, später dann, wenn wir zu Hause wären, im Internet zu recherchieren.

Vorerst aber stapften wir weiter durch den Strand, hörten die sanften Schläge der Wellen und das wilde Möwenkreischen. Ein einzelner Surfer im Neoprenanzug stürzte sich mit seinem Brett in Wasser. Wie ein geflohener, seinem Besitzer davongelaufener Schatten sah das aus. Er bemerkte uns, lächelte. Verrückt, dachten wir, und dass wir bei dieser Kälte keinesfalls ins kalte Wasser gehen würden, außerdem dümmerte es schon.

Nicht viel später erreichten wir dann unser Heim. Meine Liebste wollte noch, bevor es völlig finster wurde, einkaufen gehen und ich setzte mich an den Computer, um über diesen Leo Lallemand zu recherchieren. Allein, ich fand ihn nicht. Weder ihn, noch eine Rue des Rappports, ja nicht einmal ein Les Cateau, nur ein Cateau-Cambrésis. Höchst sonderbar. Gab es tatsächlich noch Menschen, die im Internet nicht existierten? Wie ich das verwaschene Papier studierte und überlegte,

Unaufgefordert nahm er Platz, dämpfte seine Zigarette in einer leeren Teetasse aus und brummte: Sagen wir mal so, der Tod ist wie eine Dominosteinreihe, einer tippt den nächsten an.

wie lange es wohl im Meer gewesen war, klingelte es an der Tür. War meine Frau bereits zurück? Hatte sie etwas vergessen? Die Brieftasche? Frauen vergessen häufig etwas, schon wenn sie Eier kochen, vergessen sie meist, auf die Uhr zu sehen. Und wenn man sie dann darauf anspricht, rechtfertigen sie sich spröde damit, dass sie intuitive, mit Gefühl ausgestattete Wesen sind, die schnöde mechanische Geräte, welche obendrein noch ein bis drei Sekunden ungenau sind übers Jahr gesehen, nicht brauchen – was man dann auch an den Eiern schmeckt.

Ich ging also, bevor ich es und mich vergaß, zur Tür, öffnete und erschrak. Da stand nämlich nicht mein gut gelaunter, stets zu Scherzen aufgelegter uhrenloser Schatz, sondern ein Mann mit graumeliertem Haar, schwarzem Hut, rotem Seidenschal und einer Gitanes im Mund.

-Bitte, kann ich etwas für Sie tun? Ich kaufe nichts.

-Ich bin Leo, Leo Lallemand, kam aus seinem mit gelben Zahnstummeln gefülltem Mund. Ich verstand nicht recht, sah auf die rotweintönen, geschwellenen Lippen, über denen zur Zier ein kleines Bärtchen stand. Hohe Backenknochen, lederne Haut und dunkle Augen. Ein breites Becken wie ein Pfarrer. Ich dachte an ein Känguru. Leo Lallemand? Moment. Sie? Wir haben Sie gefunden. Eben erst.

-Ich weiß, sagte der Mensch, und hüpfte, nein, drängte sich, ohne eine weitere Reaktion abzuwarten, rein.

-Woher wissen Sie?

-Egal. Unaufgefordert nahm er Platz, dämpfte seine Zigarette in einer leeren Teetasse aus und brummte: Sagen wir mal so, der Tod ist wie eine Dominosteinreihe, einer tippt den nächsten an.

-Kann ich Ihnen etwas anbieten? Tee vielleicht? Weihnachtskeks?

-Nein danke. Er hob abwehrend die Hände. Es ist nämlich so, dass ein Toter einem nächsten den Tod verkündet. Man hat das so eingerichtet, weil ein frisch Verschiedener kein Mitleid hat. Verstehen Sie? Niemandem liegt am Umfallen so viel wie einem Umgefallenen.

-Wie bitte? Sie arbeiten in einem Bestattungsinstitut? Ah, jetzt verstehe ich, der Zettel am Strand war eine Werbung. Raffiniert.

-Ich bin gekommen, Ihnen mitzuteilen, dass die ungelegenste Stunde angebrochen ist, es soweit ist, ihre Frist ist abgelaufen. In dieser Angelegenheit bin ich gekommen. Ungelegen, aber ich bin da. Ich bin Ihr Tod.

-Ach du Scheiße, fluchte ich. Aber ich habe doch schon gesagt, ich kaufe nichts. Jetzt rücken Sie schon raus damit. Worum geht's? Versicherung? Testament? Sie sind Notar?

-Ich bin Ihr Tod.

-Das ist ja toll, eine schöne Schnapsidee. Ein Scherz? Doch der Mensch da auf der Couch sah nicht so aus, als ob er scherzen würde. Ich hatte mir den Tod immer als vollbusige Blondine vorgestellt, und jetzt kam so ein lebloser Knabe mit Kängurufigur, dem man gleich ansah, dass er kein Genießer war, nur selten lachte, alles ganz betulich machte. Ein Zwängler.

-Aber, bemühte ich mich, Haltung zu bewahren, der Zeitpunkt passt mir nicht gerade.

-Der Zeitpunkt passt wohl nie. Der Kerl zündete sich eine nächste Zigarette an.

-Aber ich bin Schriftsteller und heute ist ein Montag.

-Na und?

-Für Schriftsteller ist der Tod eine nicht zu unterschätzende mediale Chance, nicht wenige Schriftstellerkarrieren heben erst mit dem Ableben so richtig an, weshalb Autoren unbedingt an einem Donnerstagsabend sterben müssen, dann wird es Freitag früh bekannt, haben die Redakteure Zeit genug, die Nachrufe für die Wochenendausgaben zu verfassen, was äußerst wichtig ist, weil die Leute nur noch an den

Wochenenden Zeit zum Zeitungslesen haben. Stellen Sie sich vor, man stirbt an einem Montag und die Nachrufe stehen mittwochs drin, wenn keiner Zeitung liest. Da würde man ja ganz umsonst gestorben sein. Außerdem muss es zu einer Zeit geschehen, wo sonst nichts los ist, keine bekannten Kollegen vorgestorben sind, keine weltpolitischen Katastrophen geschehen, sonst ist man eine Randnotiz. Es darf auch nicht im Sommer oder zu Weihnachten passieren, weil dann alle in den Ferien sind, da nützen dann die schönsten Nachrufe nichts. Nein, das geht unmöglich. Nicht, dass Sie mich falsch verstehen, prinzipiell komme ich sehr gerne mit Ihnen mit, sterben muss ja schließlich jeder, obwohl ich immer überzeugt war, mich erwischt es nicht, aber zum jetzigen Zeitpunkt wäre es äußerst ungerecht gegenüber meinem Verleger, der in meine Bücher investiert hat, sich einen gesteigerten Umsatz meiner Werke durch ein paar Preise, die man mir über kurz oder lang zuteil werden lassen muss, verdient. Ich will ja gar nicht vom Nobelpreis reden, aber Büchner, Kleist, Mann und was es sonst noch alles gibt. Das steht mir zu. Da kommen Sie, mein lieber Herr Tod, jetzt viel zu früh. So ein Ableben will schließlich inszeniert sein, ich bin eine Person des öffentlichen Interesses. Ich will die Seitenblicke sehen. Jetzt stellen Sie sich vor, ich habe mir noch nicht einmal einen Grabsteinspruch überlegt. Das vor Jahren gefundene „Geht Weiter“ ist bei Gott nicht der Weisheit letzter Schluss. Auch die Frage meiner letzten Worte ist noch ungeklärt. Es sollte etwas sein, wo the worst case, also Wurscht, Käse vorkommt, aber der Tod ist schließlich keine Jausenplatte. Apropos, Herr Lallemand, wollen Sie nicht einen Happen essen? Nein? Na, ich brauch einen Schnaps.

Ich griff zu einer Flasche Zwetschenschnaps, die da seit Monaten unberührt in meiner kleinen Bar ein unbeachtetes Dasein fristete. Irgendjemand hatte sie mitgebracht. Und wie ich mir ein großes Glas eingoss, dachte ich an das Siebte Siegel und an Jedermann. Ob ich meinen Tod auch zum Schach einladen sollte? Konnte ich nur nicht. Vielleicht Dame? Eisstockschießen? Anmeierln?

Wie sieht es denn so aus im Himmel? Oder komme ich etwa in die Hölle? Na, sagen Sie nichts, ich kann es mir schon vorstellen, da sitzt die Frau Kaltenbrunner und strikt ihre Pullover, während die Frau Höglinger keppelt. Ob der fette weiße Pudel von der auch im Himmel ist? Und dann ist da der Herr Jokesch und bastelt Vogelhäuschen für die Engerl, der Herr Zweimüller hackt Holz und der alte Hörmannseder steht an seiner Kreissäge und lässt kreischen. Nein?

Leo Allemand schüttelte den Kopf. Ich trank den Schnaps und fühlte, wie sich eine Wärme in mir breitmachte, wie der Geschmack von reifen Zwetschken meinen Mund füllte. Es war phantastisch, ein innerliches Bad mit warmem Zwetschkenkompott. Theoretisch konnte man ja alles destillieren oder ansetzen, also auch die Unterhose der Marilyn Monroe oder das Käppchen des Papstes. Theoretisch müsste man auch aus Wurstbrotten oder Sachertorten Schnaps machen können. Vielleicht gab es das sogar. In China hatte man Schlangenschnaps für die Potenz, warum nicht also auch Schnaps aus Hölderlingedichten oder aus dem Backenbart Franz Josefs? Zehenkäseschnaps? Goldschnaps? Nein, den gab's bereits als Dresdner Goldwasser. Vielleicht Zigarrenschnaps? Oder Schnaps aus Nachrichten, dann müsste man nicht mehr fernsehen, sondern könnte abends ein Stamperl Welt in sich hineinkippen, das wäre doch ein Nürnberger Trichter. Na, einstweilen gibt es nur das hier, füllte ich neuerlich mein Glas. Prost. Der Tod wetzte schon unruhig hin und her, sah ungeduldig auf die Uhr, murmelte Beilung.

Nur keine Bange, ich komme dann, ich Komm donn, you Kondom. I think, I think, I sink schon ein in diesem schwankenden Boden. Ich kann ja gar nicht mehr gerade sehen, geschweige denn gehen, ich, also

wenn jetzt nicht ich diesen Zettel gefunden hätte, sondern wer anderer, also angenommen meine Frau sich nach dem Löcherholz gebückt hätte, sie hat gestern erst gesagt, nein, ich habe gesagt, was, wieso darf ich nicht so viel trinken, das ist mein gutes Recht, das lasse ich mir von niemandem nehmen, auch von Ihnen nicht, mein lieber Leo, jetzt, hicks, wo ich gerade dabei bin zu entdecken, wie gut das Zeug eigentlich schmeckt. Wieso? Ich bin doch nicht betrunken, wie? Was sagen Sie da, bei der akuten Alkoholvergiftung unterscheidet man vier Stadien? Das ist mir wurscht. Enthemmungserscheinungen, das trifft auf mich nicht zu, gestörtes Gleichgewicht, undeutliche Sprache, hicks. Was? Zweites Stadium, Sprach- und Antik-Antarktis-kula-kulimuh- ejakulationsstörungen, Sehstörungen, verengte Pupillen, darauf folgen drittens Bewusstlosigkeit, Schockzustand, egal. Was? Und viertens kommt das Koma, der Tod. Wurscht! Wichtig ist, gibt bitte wer die Luft beim Glasl raus. Was ist los, Sie sitzen ja so traurig da? Sie erinnern mich immer mehr an ein Känguru. Wie sind Sie eigentlich gestorben? Erschossen? Bumerang? Nein, ah so, Flugzeugunglück. Und ich? Was? Auch ein Absturz? Blödsinn, ich bin doch überhaupt noch nicht betrunken, das ist eine übertriebene Untertreibung, Ihre vier Punkte können Sie sich... Hicks. Ich finde ja auch, dass wir jetzt gehen sollten, aber irgendetwas hält mich noch zurück. Der Schluckauf. Jemand denkt an mich. Das. Ich meine, Sie haben mich gefunden, bevor ich verloren gegangen bin. Aber da sind Sie schief gewickelt. Ich meine, ein Mensch ist gar nicht gewickelt, man ist a kein Elektromotor, obwohl meine Frau sagt immer, wichtigpopichtig ist, sie ist übrigens, also ich bin 67 geboren und sie 72, so folgte ein Unglück auf das nächste, obwohl das ist auch alles nicht wahr, nein, nein, das ist auch nicht alles wahr, o du lieber Augustin, alles ist hin... aber was ist denn, Herr Tod, wo wollen Sie denn hin, hin ist alles, o du lieber, Sie, was heißt, Sie kommen später noch einmal? Bei Pontius Pilates, so bleiben Sie doch noch, ich... jetzt werden Sie doch nicht historisch, das wäre ja, jetzt, wenn Sie jetzt gehen, hicks, kann ich mich einmargarinieren lassen, aber...

Doch alles Bitten war vergeblich. Völlig verzweifelt lief er zur Tür hinaus, mitten in meine Frau, die gleich zu Boden fiel und fluchte:

-So passen Sie doch auf, Sie Tölpel.

Der Tod aber murmelte so etwas wie: Dann lebt ihr euch halt aus in eurem Leben, und trinkt und sauft, sauft, wie es euch gefällt, ihr Schnapsdrosseln, ihr Bowlenhirne. Irgendwann geht ihr ja doch daran zugrunde. Aber das geht mich dann nichts mehr an. Gott sei Dank.

Ich blickte ihm nach und sah, wie er davon hüpfte. Ein Känguru. Grüß mir Australien.

Und abends dann im Bette, dachte ich, was gibt es Schöneres, als mit Freunden den Zustand vollkommener Heiterkeit zu fühlen, den Körper zu vergessen, abzuheben in eine klare Duselestimmung, einen wundersamen Rausch des Geistes, eine reinigende Glückseligkeit? Nun ist die Berauschtigkeit aber eine hohe, oft vernachlässigte Kunst, drohen doch stets Übelkeit, Magensäure, Ausschweifung und Müdigkeit alles zu kippen. Rausche gibt es viele, den des Wortes oder der religiösen Ekstase, auch den des Fressens, den der Macht, des Geldes, Sexes, Erfolges oder den der Poesie. Und natürlich Bier- und Weinrausch, den so genannten Trunk. Aber Schnaps? Warum denn nicht. Prost.

wurde 1960 in Wien geboren, wo er auch heute als Schriftsteller und Journalist lebt. Zu seinen großen Erfolgen zählen der Roman „Gut bei Nordwind“ (2006) und dessen Fortsetzung „Alle sieben Wellen“ (2009), erschienen wie sämtliche Bücher Glattauers im Wiener Deuticke Verlag. Die jüngste Sammlung seiner beliebten Zeitungskolumnen kam 2009 unter dem Titel „Schauma mal“ heraus.

Daniel Glattauer

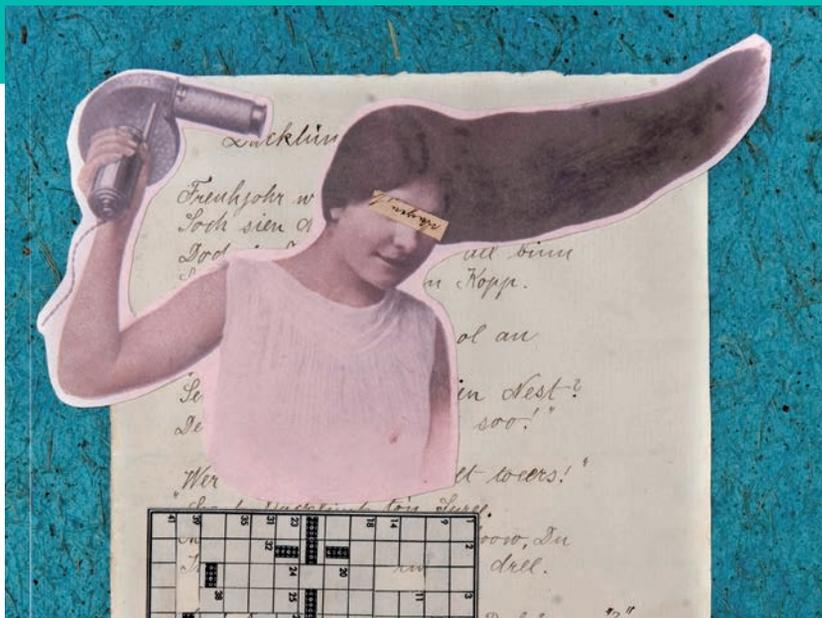


Illustration: Angela Giorgi

Beim alten Friseur

In Würde altern beim Vorstadtfriseur anstatt einer „coolen Frisur“ aus dem Haarstudio

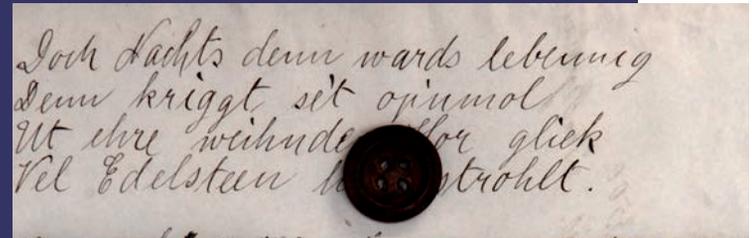
Gehen Sie ins „Haarstudio“ oder zum Friseur? - Fürs Studio spricht der Finanzkrisenbewältigungsgedanke, wonach wir möglichst viel Geld bitte rasch und gerne auch sinnlos ausgeben sollen, um die Wirtschaft anzukurbeln.

Das Personal ist aus Modejournalen ausgeschnitten und 3D-computeranimiert. Man sagt „du“ zu dir und (nachher) „coole Frisur!“, damit du dich ebenfalls wie 20 fühlst. Für dein Haar gilt: nur nicht kürzen, aber vorher dreimal waschen. Warum du wiederkommen wirst? Wegen zwei Minuten Kopfmassage - und weil die Haare noch immer so lang sind.

Jüngst riskierte ich einen Besuch beim Vorstadtfriseur. Der trockenhaubenbehängene Raum erinnerte an den Film „Brazil“ (1985). „Hinten stufig rauf schneiden?“, fragte die nette Friseurin mit slawischem Akzent. Dann arbeitete sie eine gute halbe Stunde hochkonzentriert, bis kein Haar mehr über dem anderen lag. Einmal fragte sie: „Hat der Herr schon alle Weihnachtsgeschenke beisammen?“ (Hilfe, noch keines.) Ich bedankte mich für Frisur und Denkanstoß, bezahlte zwei Drittel weniger als sonst - und komme wieder. Man darf doch auch einmal in Würde altern, oder?

Rebecca Gablé

wurde 1964 am Niederrhein geboren. Sie arbeitete zunächst als Bankkauffrau, studierte dann in Düsseldorf Literaturwissenschaft und lebt heute mit ihrem Mann unweit von Mönchengladbach auf dem Land. 1995 erschien bei Bastei Lübbe ihr erster Kriminalroman „Jagdfeuer“. Den Durchbruch erzielte sie 1997 mit ihrem ersten historischen Roman „Das Lächeln der Fortuna“. Seitdem hat sie etwa alle zwei Jahre einen Mittelalterroman veröffentlicht. Für „Die Hüter der Rose“ erhielt sie 2006 den Sir-Walter-Scott-Preis. Zuletzt erschien „Hiobs Brüder“ (Ehrenwirth Verlag, Bergisch Gladbach 2009).



Heilsbotschaft

Die drei Männer saßen im fauligen Stroh. Die einzelne Fackel warf zuckende Schatten an die Wände. Hoch oben, gleich unter dem rußgeschwärzten Gewölbe, befand sich ein winziger Luftschart. Ein schwacher Schimmer des letzten Tageslichtes drang hindurch, zusammen mit dem gleichmäßigen Klang eines Zimmermannshammers.

Adam der Pferdedieb sah besorgt in das bleiche Gesicht seines Gefährten Godwin, der wegen Wilderei verurteilt war. Sie hatten ihm die rechte Hand abgehackt, und obwohl der Stumpf fachmännisch mit Pech verschmiert worden war, hatte er sich entzündet. Godwin fieberte. „Ich weiß nicht, ob morgen früh noch genug von mir übrig ist, was sie aufhängen können“, murmelte er.

„Sie hängen dich auch, wenn du tot bist“, klärte Adam ihn auf. „Das muss alles seine Ordnung haben.“

Godwin sah seinen neuen Freund verständnislos an. „Warum fürchtest du dich nicht?“

„Wer sagt denn so was“, entgegnete Adam verlegen.

„Wer reinen Herzens ist, braucht den Tod nicht zu fürchten“, sagte unvermittelt der Dritte.

Adam und Godwin schwiegen respektvoll. Dieser sonst so schweigsame Mitgefangene war von weit höherem Stand als sie, hatte aber dennoch die Höflichkeit besessen, sich vorzustellen: Guillaume de Domville, ein normannischer Edelmann, dessen abgewetzter, schwarzer Mantel mit dem einstmaligen weißen Balkenkreuz darauf selbst den beiden ungebildeten Bauernsöhnen verriet, dass er ein Ritter des heiligen Johannes war. Sie wussten nicht, was er verbrochen hatte, dass man ihm die Schmach antat, ihn Seite an Seite mit

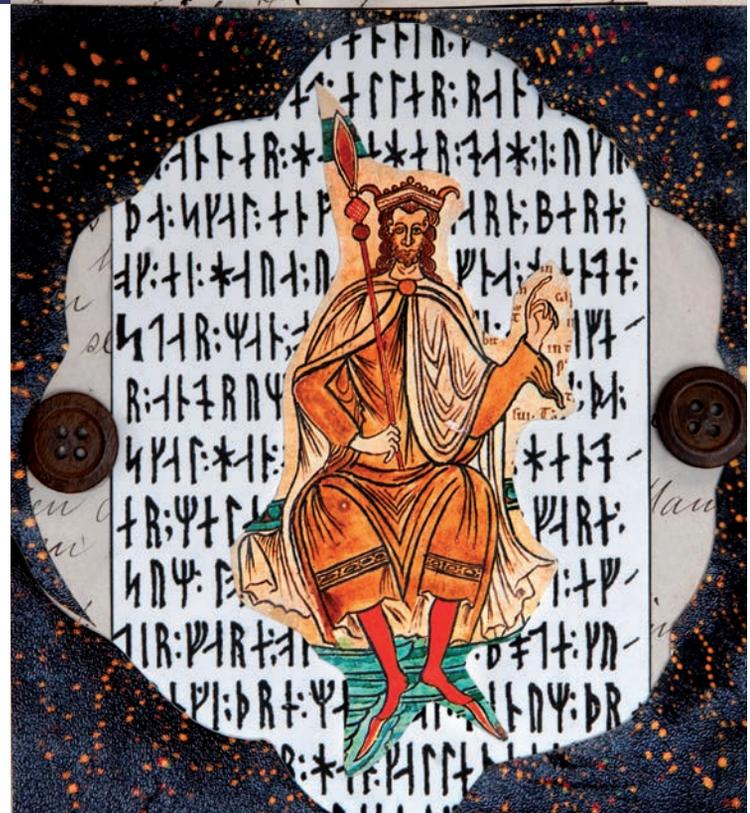


Illustration: Angela Giorgi

einem Pferdedieb und einem Wilderer zu hängen. Alles, was sie auf Adams schüchterne Frage hin erfahren hatten, war, dass er mit dem König im Heiligen Land gekämpft hatte.

Draußen war es dunkel geworden, der Hammer war verstummt. Die Zimmerleute waren fertig. Adam schauderte. Der Moment, da er die Reise ins Unbekannte antreten sollte, war wieder ein Stück näher gerückt. Die Gewissheit, dass er nur noch eine Nacht zu leben hatte, lähmte seine Glieder und machte seinen Geist verwegen. Er wandte sich an den Ritter. „Aber ein jeder fürchtet sich vor dem Tod. Liegt es nicht in der Natur der Menschen, leben zu wollen? So wie das Schlachtvieh vor Angst brüllt, wenn es spürt, was die Stunde geschlagen hat? Ich bin sicher, Gott hat seinen Kreaturen den Lebenswillen gegeben.“

Der Ritter nickte. „Ganz gewiss. Ich sage lediglich, wer reinen Herzens ist, braucht den Tod nicht zu fürchten.“

„Ich höre, was Ihr sagt, aber mir scheint, ich verstehe den Sinn nicht“, gab Adam zurück.

Der Kreuzritter dachte einen Moment nach. „Dann werde ich es dir erklären.“ Ein verheißungsvolles Lächeln lag in seiner Stimme, sodass selbst Godwin sich aufrichtete und ein wenig näher rückte. „Es begab sich, dass zwei Ritter schon zu früher Stunde in der Schenke saßen“, begann der Johanniter zu erzählen. „Keine edlen Herren waren dies, sondern Halunken, roh und lasterhaft, verprassten sie das wenige, was von ihrem letzten Raubzug noch geblieben war. Sie führten kein Gefolge mit sich bis auf einen Knapen, der ein guter Junge war, jedoch das Unglück hatte, einem der Ritter dienstpflichtig zu sein.“

Ein Trauerzug kam durch die Gasse vor der Schenke, und dem Sarg folgte ein großes Aufgebot feingekleideter Bürgersleute.

„Geh und stelle fest, wer da beerdigt wird“, befahl der eine Ritter seinem Knappen, doch ehe der Junge seinem Auftrag Folge leisten konnte, trat der Wirt herbei und sagte: „Ein guter Mann war dies und voller Weisheit. Einer der Väter dieser Stadt. Er lässt eine Frau und fünf Kinder zurück. Der Tod, dieser grausame Geselle, kam einher mit seiner Lanze und streckte ihn nieder.“

„Der Tod?“ fragte der zweite Ritter. „Wer ist das? Wie kann es sein, dass er ungestraft einen guten Mann aus der Mitte des Lebens reißt?“

„Sollte es wirklich möglich sein, dass ihr von ihm noch nie gehört habt?“ verwunderte sich der Wirt. „Er treibt schon lange sein Unwesen in dieser Gegend. In einem Dorf nicht weit von hier hat er beinahe jeden Mann, jede Frau und jedes Kind geholt, die alle am Fieber litten.“

„So ist es denn gefährlich, diesem Gesellen zu begegnen?“ vergewisserte sich der erste.

Der Wirt nickte. „Er ist ein Dieb, der Euch das höchste Gut nimmt, das Ihr besitzt.“

Da berieten sich die Ritter und befanden, dass es ihrem Stand und Ruhm durchaus angemessen wäre, diesen räuberischen Schurken zur Strecke zu bringen. Sie bestellten neuen Wein und schworen beim Antlitz der Jungfrau und allen Dingen, die heilig sind in dieser Welt, in diesem heren Kampf einander beizustehen wie Brüder. Dann hießen sie den Knappen, die Pferde holen, und brachen auf.

Nicht weit hinter der Stadt trafen sie auf einen alten Mann, der schwer auf seinen Stab gestützt des Weges kam. Höflich entbot er den Rittern seinen Gruß.

„Nun, Alter“, sprach der eine. „Was gehst du so gebeugt und hüllst dich ganz in Lumpen? Wie kann es sein, dass du so alt noch immer auf dieser Erde wandelst?“

„Weil“, erwiderte der Alte, „der gnadenreiche Freund der Menschen, den sie Gevatter Tod nennen, mich nicht haben will. So wandere ich und klopfe mit meinem Stab auf die Erde wie an ein Tor. Doch die Mutter Erde, nach deren Trost und Wärme mich verlangt, kann mich nicht betten, da der Tod mich meidet.“

„Mir scheint“, sprach da der zweite Ritter, „dass du diesem diebischen Gesellen allzu geneigt bist, sein Spion vielleicht sogar?“

Der Alte sagte weder ja noch nein, lächelte nur und sprach: „In meinem Haus ist er willkommen.“

Da drohten ihm die Ritter und verlangten, dass er ihnen auf der Stelle sage, wo sie den Tod denn finden könnten.

Der Greis wies auf einen nahen Hügel. „Seht ihr die alte Eiche dort? Wenn es wirklich Eurer Wunsch ist, könnt ihr ihn dort treffen.“

So begaben die Ritter und der Knappe sich also zu jenem Hügel, und als sie dort ankamen, entdeckten sie einen Beutel Gold am Fuß der Eiche. Da waren ihre Herzen voller Habgier. Sie berieten, was zu tun

sei, und schließlich sagte der eine: „Nicht weit von hier ist meines Bruders Haus. Dorthin wollen wir den Schatz bringen und aufteilen. Aber wir können dies nicht bei Tageslicht tun; wenn man uns sähe, würde man uns für Diebe halten. Daher schlage ich vor, dass ich mit deinem Knappen hier das Gold bewache. Geh du derweil zurück zur Stadt und hol uns Wein und Essen. Und wenn es dunkelt, bringen wir unseren Fund in Sicherheit.“

Der andere stimmte zu, denn er vertraute auf die Treue seines Knappen und war sicher, seine Gefährten noch an Ort und Stelle zu finden, wenn er zurückkehrte. So brach er auf.

Derweil saß der erste Ritter auf dem Goldsack und sprach zu dem Knappen: „Wir haben reichlich Gold für drei, doch größer wäre der Anteil, gäb es nur zwei glückliche Finder. Warum töten wir nicht deinen Herrn, wenn er zurückkommt, und ich will ehrlich mit dir teilen.“

Doch der Knappe erwiderte: „Es wäre nicht recht.“

Unterdessen kam der zweite Ritter in die Stadt, kaufte Wein in der Schenke und ging dann weiter zum Apotheker. Er erklärte, sein Gehört leide unter einer Rattenplage, und der Apotheker verkaufte ihm ein Mittel. Der Ritter mischte nun das Gift in den Weinschlauch, denn er wollte das Gold nicht mit seinem Gefährten, dem er doch brüderliche Treue gelobt hatte, teilen.

So kam er zurück zu der Eiche auf dem Hügel, doch noch ehe er vom Pferd gestiegen war, stürzte der andere Ritter sich auf ihn und stieß ihm den Dolch in die Kehle. Er lachte, während der Knappe weinend bei seinem erschlagenen Herrn kniete, und nahm den Weinschlauch vom Sattel des Toten. Kaum hatte der Ritter einen Schluck getrunken, spürte er ein bitteres Brennen wie Galle in der Kehle, wand sich bald in Krämpfen und starb.

So blieb der Knappe allein mit dem Gold zurück, und er nahm weder Trank und Speise zu sich bis zum Morgen, sondern betete für seinen Herrn und dessen Gefährten. Schließlich sah er einen dünnen Wanderer näherkommen, gänzlich verhüllt in einer Kutte aus roher Wolle, und der Junge fragte: „Bist du der Tod?“

Der Wanderer nickte und sprach: „Aber du hast von mir nichts zu fürchten. Rühr diesen Wein nicht an. Nimm dein Gold und geh.“

Da lud der Knappe den Goldsack auf eines der Pferd, ritt davon und wurde einer der Edelsten seines Landes.“

Es war lange still in dem hohen Verlies. Schließlich stieß die Fackel ein letztes Zischen aus und verlosch.

Adam tastete nach Godwin, der in einen unruhigen Fieberschlaf gefallen war. Als er ihn fand, zog er ihn näher und bettete den Kopf des Kranken in seinen Schoß. „Das war eine tröstliche Geschichte“, räumte er ein. „Aber so ist es nicht. Der Tod holt sie alle, die Guten nur zu oft eher als die Schlechten.“

„Das ist wahr“, räumte der Ritter ein. „Einen Wilderer, einen Pferdedieb und einen Miles Christi. Schlechtere Männer als wir beherrschen dieses Land, bluten es aus und werden alt. Meine Geschichte war nur eine Parabel.“

Adam nickte. „Wie lange noch?“ fragte er nach einer Weile.

„Vier oder fünf Stunden“, schätzte der Johanniter.

Sie sprachen nicht mehr. Adam dachte über die Geschichte des Kreuzritters nach. Er fürchtete sich nach wie vor, aber er war getröstet.

Eine große Menschenmenge umstand den erhöhten Galgen, an dem sich drei Schlingen sacht in der Morgenbrise wiegten. Die Zuschauer waren schweigsam. Zu viele Männer waren in letzter Zeit in Newstead Castle gehenkt worden, und längst nicht alle waren Verbrecher gewesen. Die Menschen von Newstead kamen, um dem Argwohn der Obrigkeit zu entgehen, aber zunehmend beschlich sie das grausige Gefühl, ein jeder von ihnen könnte als nächster an der Reihe sein. Denn es herrschte Willkür im Land. Einzig der Adel, der sich in ungewöhnlich großer Zahl auf der Tribüne eingefunden hatte, um Guillaume den Domville, einen aus ihren Reihern, hängen zu sehen, schien glänzender Laune. Die Wachen zerrten die drei Gefangenen die Stufen zum Galgen hinauf, und der maskierte Henker legte ihnen die Schlingen um den Hals, erst Godwin, dann Adam, zum Schluss de Domville. Ein Mönch stand vor ihnen und betete: „Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden.“

Als der Henker seine Schlinge anzog, senkte Adam den Kopf und schloss die Augen.

„Selig die Sanftmütigen, denn sie werden das Land besitzen“, ereiferte sich der Mönch.

„Aber sicher nicht England“, murmelte Godwin an Adams Seite.

„Selig, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden.“

„Kommt zum Ende, Vater“, brummte der Henker.

„Selig, die reinen Herzens sind...“, fuhr der Pater unbeirrt fort.

„Denn sie werden Gott schauen“, beendete der Kreuzritter den Satz.

Der Mönch ließ die gefalteten Hände sinken. „So ist es, Bruder. Aber heute noch nicht.“

Und mit einer Plötzlichkeit, die Adam den Atem verschlug, warf der Mönch seine Kapuze zurück und enthüllte keine Tonsur, sondern einen wirren Zottelkopf. Er zückte einen Dolch aus dem Ärmel und zerschnitt die Fesseln, die de Domvilles Hände banden. Der Ritter zog den Kopf aus der Schlinge und sprang dem Mönch zur Seite, der sich mit den sechs Wachen schlug.

Nachdem die Soldaten und der Henker vom Galgen gepurzelt waren, befreiten der Mönch und der Ritter die beiden jungen Diebe, alle vier sprangen hinab und verschwanden in der Menge, die sie bereitwillig aufnahm und sich sogleich wieder zu einer dichten Mauer schloss, sodass die Verfolger die größte Mühe hatten, hindurchzugelangen.

„Das Tor!“ brüllte der Captain der Wache.

Aber es war zu spät. Auf zwei Pferden, die nahe dem Tor bereitgehalten worden waren, galoppierten die Flüchtlinge über die Zugbrücke, ehe auch nur jemand die Hand an die Seilwinde des Fallgitters legen konnte, und waren bald darauf unter den ersten Bäumen des nahen Waldes verschwunden.

Kreidebleich stand der Sheriff auf der Tribüne. Er hatte eine Hand um die Brust gekrallt, mit der anderen wies er auf das finstere, dicke Gehölz jenseits der Mauer.

„Das war jetzt das fünfte Mal in den vier Monaten, seit ich dieses Amt bekleide“, brachte er mit Mühe hervor. „Wer sind diese Männer, die die von Gott gewollte Herrschaftsordnung stören und das Volk aufwiegeln? Welche Macht wohnt da in Sherwood Forest?“

© Rebecca Gablé

Bitte kaufen Sie nur bei VerkäuferInnen mit Ausweis, die nicht betteln.
(Auch Pappbecher für „Wechselgeld“ sind strikt tabu.)

Beachten Sie auch unser *fiftyfifty*-Projekt

underdog

Erste Hilfe für den besten Freund der Obdachlosen
www.fiftyfifty-underdog.de

Auszeichnung für *fiftyfifty*:

Düsseldorfer Friedenspreis 2007

SPENDENKONTO:

Düsseldorf
Asphalt e.V., Konto 539661-431
BLZ 36010043, Postbank Essen

Impressum

Herausgeber:

- * Asphalt e.V. Düsseldorf
- * ev. Gemeinde Hochfeld
- * Diakonisches Werk e.V. Mönchengladbach
- * Diakonie Krefeld
- * Caritasverband Frankfurt/Main
- * Verein für Gefährdetenhilfe e.V., Bonn Hubert Ostendorf (v.i.S.d.P.)

Lokalredaktionen

- * Bonn: Susanne Fredebeul
0228-9857628
- * Duisburg: Sabena Kowoll
0203-62949
- * Mönchengladbach: Heike Wegner
02161-827503
- * Frankfurt: Jürgen Schank,
0160-3700611

Anzeigen: *fiftyfifty*, 0211-9216284

Redaktion, Verlag und Vertrieb: *fiftyfifty*

Jägerstraße 15, 40231 Düsseldorf,

Fon 0211-9216284 Fax 0211-9216389

www.fiftyfifty-galerie.de

info@fiftyfifty-galerie.de

streetwork Düsseldorf: Oliver Ongaro,

0171-5358494

fiftyfifty.streetwork@x-pots.de

Layout: in puncto Design, Werbegrafik

und Neue Medien, Heike Hassel,

Düsseldorf, 0211-3005062

Druck: Ordensgemeinschaft

Beschäftigungshilfe: 0211-44939870

Titelbild: Angela Giorgi

Jetzt neu in der *fiftyfifty* edition!



„Satirisch, bissig, gut informiert“

Kay Lorentz, *Kom(m)ödchen*, in seinem Vorwort

„Salz in der Suppe“

Bruder Matthäus Werner

„Warum gibt es davon noch kein Buch?“

Peter Maiwald (t), 2006

Zwei spitze Federn zeigen, was sie drauf haben. Der Kolumnist Olaf Cless und der Karikaturist Berndt A. Skott, beide dem Straßenmagazin *fiftyfifty* von Anfang an verbunden, präsentieren eine wohlabgestimmte Auswahl von 50 Glossen und 50 Karikaturen. Mit List und Lust arbeiten sie sich am Zeitgeschehen und seinen Rädelsführern ab.

112 Seiten. ISBN 978-3-9812612-0-2. **9,80 Euro**

Auch erhältlich als signierte Vorzugsausgabe mit hochwertigem farbigem Zusatzblatt („Apfelfresser“) für **19,80 Euro**

Bestellung: 0211/9216284 oder www.fiftyfifty-galerie.de oder im Buchhandel.

Willkommen am „Stuntort Deutschland“, wo Autos in Kirchendächer und Phantastilliarden in schwarze Löcher fliegen. Wo die freie Schrottpresse niemals still steht und Abwrackprämierte von Schickedanz bis Scharping allzeit Amok laufen. Wo selbst Schiller und Nitribitt fernab des Hindukusch ihren Kopf verlieren.

50 Glossen von Ackermann bis Zabel, 50 Karikaturen von Waterloo bis Waterboarding.

Arno Geiger

wurde 1968 in Vorarlberg/Österreich geboren, lebt und arbeitet in Wien und Vorarlberg. 2005 erhielt er den Deutschen Buchpreis für seinen Roman „Es geht uns gut“ (Hanser), 2008 wurde ihm der Johann-Peter-Hebel-Preis verliehen. Geigers vielgelobter Erzählungsband „Anna nicht vergessen“ (Hanser) liegt seit 2009 auch als dtv-Taschenbuch vor.

Illustration: Angela Giorgi



Der Funker

Früher hat sie jeden Tag angerufen. Aber seit einiger Zeit ruft sie nicht mehr an. Und ich warte, lese in der alten Zeitung oder tue mir etwas Gutes. Hier auf der Funkstation hat man seine Ruhe. Während ich dann vor mich hin agiere, fährt es mir durch den Kopf: Heute ist der Tag. Heute kommt der Anruf. Aber dann kommt wieder kein Anruf, und ich muß mich auch wieder wundern, warum kein Anruf kommt. Eigentlich habe ich keine Ahnung, warum kein Anruf kommt, es sei denn, weil sie aus irgendeinem Grund sauer auf mich ist oder weil sie nicht anrufen will oder kann oder weil das letzte Funkgespräch so mistig war. Aber es war ja nicht das erste mistige, und früher hat sie sich am nächsten Tag wieder gemeldet. Vielleicht hat irgendein Weltschmerz sie dahingerafft, dann könnte sie mich davon in Kenntnis setzen, damit ich nicht länger warten muß. Täglich wird die Zeitung älter, das bekommt weder der Zeitung noch mir, und auch das Gute, das ich mir tue, leidet daran, daß es nichts Neues ist und eigentlich nichts Gutes mehr. Desto ungeduldiger warte ich. Die Situation ist heikel, denn sowie das Warten zur Gewohnheit wird und in Gleichgültigkeit umschlägt, weiß ich nicht mehr, was ich mit mir anfangen soll. Die Zeit drängt heftig in diese Richtung. Keine Ahnung, wie lange ich noch aushalten kann. Wie gesagt, auf der Funkstation habe ich meine Ruhe, meine gottverdammte Ruhe. Ich könnte zur Ablenkung andere Funker belauschen, aber es gibt nichts Interessantes den Äther rauf und runter. Ich glaube, daß auch die anderen Funker warten und darunter leiden, daß es nichts mehr zu sagen gibt. Vermutlich haben die anderen Funker früher mich belauscht. So muß es gewesen sein. Jetzt sitzen sie in ihren Kabinen, in denen es ebenso ruhig ist wie hier, haben die Füße auf den Tischen, die überall gleich sind, rauchen, lesen alte Zeitungen, tun sich etwas Gutes, das längst nichts Gutes mehr ist, und hoffen, daß ich ein toller Mann bin und daß mich eine Frau nicht länger als sagen wir zwei Wochen vergessen kann. Aber sie hat mich schon Monate vergessen. Und die anderen Funker verachten mich, und ich leide darunter, und deshalb und aus vielen anderen Gründen, die ich nicht zusammenhalten kann, ist jede Minute kostbar, weil jede Minute der nächsten Minute in der Wahrscheinlichkeit, daß ihr Anruf doch noch kommt, voraus ist. Meine Hoffnungen sinken, ich weiß es. Flausen kann ich mir in dieser Situation nicht erlauben. Alleine die Vorstellung,

daß sie mich zu erreichen versucht, die Verbindung wegen einer Spielerei meinerseits aber nicht zustande kommt, versetzt mich in Panik. Deshalb rühre ich keinen Finger. Ich warte, warte, wer weiß, vielleicht kommt ihr Anruf im nächsten Moment. Und dann sagt sie Dinge zu mir, die so unerhört sind, daß die anderen Funker den Atem anhalten, Dinge, die sagen, daß sie mich, ach ja, daß sie mich, daß sie mich ... Wie oft hat sie das gesagt, früher, früher. Meine Güte, wie lange ist das her?

© Arno Geiger



REGALE
BETTEN TISCHE
BIBLIOTHEKEN
SCHRÄNKE
möbel nach maß

HOLZCONNECTION
Burgplatz 2-3 Fon 0211 - 323 79 20 Mo - Fr 11 - 19 Uhr
40213 Düsseldorf Fax 0211 - 323 79 26 Sa 10 - 14 Uhr
Komplette Collection im Internet unter www.holzconnection.de